

IV Das Opfer

Nacht der Wahrheit

Das Zimmer, das Persephone inmitten des Todes zu ihrer Zuflucht gemacht hat, hat sich verwandelt. Als der Tod des Sehers erzählt ist und das erneute Versprechen der Brüder, da sind die Blumen in den Vasen wieder aufgeblüht. Staunend betrachte ich die vielen verschiedenen Blüten. Ich habe sie für verloren gehalten. Aber nun sind sie frisch und farbig wieder da.

Und Iokaste ... *lächelt*. Unsicher sehe ich in ihr Gesicht. Wie selten ist dieses Lächeln, wie kostbar und schön! „Mutter“, sage ich warnend. „Das ist nicht das Ende.“ Meine Mutter hebt den Arm und legt ihn mir um die Schultern. Sie zieht mich sacht an sich und hält mich stumm eine Zeitlang im Arm. „Natürlich nicht“, sagt sie dann. „Aber dennoch, mein Mädchen: Ich bin stolz auf euch.“ Sie legt ihre Wange an meine. „Ihr habt es gut gemacht.“

Ich sitze vollkommen still. Jeden Atemzug dieser Begegnung will ich genießen. Festhalten und bewahren. Niemals zuvor ist Iokaste mir zärtlich nahe gekommen. „Musstest du erst sterben? Musste ich zuerst ... mein Herz verlieren?“, frage ich leise, als sie mich wieder loslässt. „Es verändert den Blick“, sagt Iokaste. „Das eine wie das andere.“

Ich stehe auf und trete an das Fenster. Auf einmal habe ich die Hoffnung, dass das Schwarz hinter dem Schleier sich in Licht verwandelt haben könnte. Oder vielleicht in ein helleres Dunkel. „Ich muss jetzt von Kreion erzählen“, sage ich zögernd.

„Kreion“, sagt Mutter. Sie kommt mir nicht nach. „Er wollte immer alles richtig machen ...“ Ich ertrage es kaum, als Iokaste beginnt, mir Kreions Herz zu öffnen. Es wäre mir lieber, er hätte keines. Mutter spricht von ihrem kleinen Bruder, damals, im Osten, der den Tempel der Artemis hasste. Seine Mutter und seine Schwester dienten der Göttin. Er aber, als Junge, war dort nur im Weg.

Er schloss sich den Priestern Apollons an, die nicht weit vom Artemistempel den Sonnengott Phoibos verehrten. Früh begann er, die Mythen um Theben, *Apollons eigene Stadt*, zu studieren. Er lernte den Hochmut des Kadmos als Ursache allen Unheils kennen und schloss, dass die Stadt nur glücklich sein konnte, wenn ihr König untadelig fromm, das Volk aber folgsam und demütig sei.

Und dann begann er zu träumen, dass er der Richtige sei, berufen, Theben zu dem zu machen, was es sein sollte. *Apollons eigene Stadt*. Iokaste lachte ihn aus. Theben. *Nicht du wirst dort König. Ich werde Königin sein. Du weißt: Ich bin dem Prinzen versprochen*. Kreion hatte es nicht gewusst und er weigerte sich, es zu glauben. Erst als Laios Iokaste fortführte und Kreion ihr treu folgte, erkannte er die Wahrheit. Theben war in anderer Hand. Er aber ... *wieder einmal* ... nur im Weg.

Einsam und bitter kehrte er zurück. Er tröstete sich mit einer königlichen Braut und hoffte, an ihrer Seite, wenn auch nicht Theben, so doch ein anderes Reich im Sinn des Gottes zu führen. Ein drittes Mal jedoch war er im Weg. Eurydike allein war Königin und wies ihn in die Schranken.

Da richtete sich zum letzten Mal sein Sinnen auf Apollons Stadt. Laios war tot, Iokaste blieb allein. Doch immer gab es Hindernisse. Die Sphinx zuerst, als Nächstes Oidipous, am Ende dann die Prinzen. Sie herrschten nicht, wie er es richtig fand. Sie konnten nicht und wollten nicht. Und ohnehin, fand Kreion: ... *bin ich der Einzige, der sich darauf versteht*.

„Und so“, schließt Mutter, „hätte Kreion wohl beinahe alles getan, um endlich den Thron zu besteigen.“ Ich wende mich vom Fenster ab. Es hat nicht gehalten, was ich mir versprach. Es zeigt beharrlich Schwarz. „Beinahe?“, frage ich bitter. „Nein, Mutter, nicht nur beinahe.“

Ich bleibe in meiner Kammer. Schloss und Schlüssel sind jetzt innen und nicht länger außen. Haimon hat keinen Zweifel, dass ich in die Stadt gehöre. *Und zu ihm.* Er glaubt, ich könnte nirgendwo sonst hin. Er ist sich meiner so gewiss, dass er sich nicht um mich bemüht. Eteokles jedoch hat mich gebeten. „Ich brauche deine Nähe“, gestand er mir verlegen. „Und vielleicht könntest du einmal ... mit Chloe ... sprechen?“

In Wahrheit wäre ich lieber, wo keiner meiner Brüder ist. Vielleicht in meiner Grotte. Ich werde gehen. Bald. Zuerst noch muss ich wissen, was Kreion aus dem Spruch und aus dem Tod des Sehers macht.

Die Nacht nach dem Tod gehört Meny und mir. Als es leise klopft, schlägt mein Herz laut. Der Tag war lang. Ich sah nichts mehr von Meny, seitdem er den Seher entlarvte. Wie Kreion und Haimon, so hat auch Meny nicht nach mir gefragt.

„Ismene?“, frage ich durch die Tür. „Unsinn“, sagt Meny und lacht leise. Ich spüre aber schon, bevor ich öffne, dass er in Wahrheit traurig ist. Meny tritt nur langsam ein. Ich schließe wieder ab. Dann stehen wir einander gegenüber und sehen uns nur an.

Wer bist du, Meny?

Ich sehe seine braunen Locken. Sehe in seine Augen wie zum ersten Mal. Ängstlich forsche ich nach Spuren, die ihn an Kreion binden. Ich atme auf. Da ist nichts, nichts, das er mit Kreion teilt. Mit Haimon hingegen ... *fast alles.* Das aber weiß ich schon. Das ist nicht schlimm. Haimon ist ja nur der Zweite.

*Wie hat er gesagt?
Der geborene Zweite.*

Und überdies ist Haimon schwarzhaarig wie sein Vater. Meny aber ... *unverwechselbar.* „Du wirst Haimon nicht heiraten“, sagt Meny als Erstes. Ich schüttele den Kopf. „Nein“, sage ich, „natürlich nicht.“

Er mustert mich ebenso fremd wie ich ihn. Er muss nun mit Antigone leben wie ich mit Kreions Sohn Menoikeus. „Du wirst meinen Brüdern die Krone nicht streitig machen“, sage ich. Meny weicht nicht aus. „Sie haben sie schon längst verloren“, sagt er, ohne mich zu schonen. Ich senke als Erste den Blick. „Dann wird es mit uns nicht gut gehen“, sage ich fest. Ich hoffe, dass meine Stimme kühl klingt. Innerlich friere ich längst.

„Nein“, sagt Meny. „Ich glaube nicht.“ Mit drei großen Schritten ist er bei mir. Er packt mich an den Schultern und presst seine Lippen auf meine. Er drängt mich zum Bett und gibt erst Ruhe, als wir beide, ineinander verwoben, dort liegen. Ich habe mich nicht gewehrt. Er hat mir keine Gelegenheit dazu gegeben. „Würdest du mich zwingen?“, frage ich zwischen zwei Küssen. Meny weicht auch diesmal nicht aus. „Nein“, sagt er deutlich. „Würdest du dich wehren?“ Ich behalte die Augen offen. „Nein“, sage ich.

Die ganze Nacht ist ein atemloses Ringen. Ich fühle mich wie gehetzt. Wir haben keine Zeit mehr. Wir müssen alles klären. *Jetzt*. Meny geht es nicht anders. Wir reden über Menschen und Götter, über Theben und über uns. Alles, alles müssen wir klären. *Jetzt*. Die Liebe, die wir fühlen und die wir einander schenken, ist echt und wahr und stark. Unsere Wortwechsel sind Qual zugleich und Offenbarung.

Ich vertraue ihm alles an. Mutter und Vater. Ismene und meine Brüder. Mutters Stock, die Pest, den Brand. Und das Versprechen. Theseus, Hippolyte, die Eumeniden. Wie passt das nur alles in eine einzige Nacht!

Meny kennt ein Liebesgedicht. Es handelt davon, dass der, der liebt, die Mondgöttin anfleht. Sie möge diese eine Nacht verlängern, sie möge die Stunden anhalten. Sie möge Eos, der Morgenröte, den Platz am Himmel verweigern. „Denn Liebe“, schließt Meny, „soll man nicht wecken noch stören, bis es ihr selber gefällt.“ Ich ziehe seine Arme noch fester um mich. „Wer ist die Mondgöttin?“, frage ich mit einer Spur Übermut. „Manche sagen: Artemis“, antwortet Meny. „Die meisten aber: Hekate.“

Da wird mir wieder kalt. „Wie gut kennst du Hekate?“, frage ich bangend. „Ich will sie nicht kennen“, sagt Meny heftig. „Unsere Mutter verwechselte sie mit Hera. Da hätte sie beinahe unseren Vater ermordet.“ Ich liege still. Er hält meine Arme, damit sie nicht von ihm weg ins Leere gleiten. „Hekate sandte ihm eine ... schöne Frau.“ Er spricht unsicher. Auf einmal ahne ich, dass er mir doch nicht *alles* sagt. „Dann ließ sie Mutter sehen, was er tat, und vergiftete ihr Herz mit Eifersucht.“

„Hekate oder nicht“, sage ich in sein Ohr. „Sähe ich dich mit einer anderen Frau, sei sicher: ich bräuchte dich um.“ Er legt seine Hand um meinen Nacken. „Wie ich dich“, sagt er, „wenn ich dich mit Theseus erwischte.“ Ich zögere kurz. Dann erzähle ich sogar noch von dem anderen Theseus. Wir müssen alles klären. *Jetzt*. Als Meny davon gehört hat, hält er mich so fest, dass es weh tut. Ich wehre mich nicht. Ich bin froh, dass er mich nicht los lässt. „Das war, bevor du wusstest, was Liebe ist“, sagt er schließlich. Endlich kann ich wieder atmen. „Wie Recht du hast“, sage ich.

„Was geschah zwischen deinen Eltern?“, frage ich, denn seine Geschichte ist unvollendet geblieben. Meny verzieht das Gesicht. „Mutter gab den Befehl, Vater wegen Hochverrats hinzurichten“, erzählt er. „Hochverrat“, wiederhole ich verblüfft. „Es ging ... um einen ... *Ehebruch*.“ Er sieht mich seltsam an. „Die Königin zu verletzen“, sagt er, „wird bei uns immer als Verrat bestraft.“

Sag besser: die Liebe.

Die Liebe zu verletzen, ist Verrat.

„Was tatest du?“, frage ich. Dass ich Kreion nicht mag, spielt jetzt keine Rolle. Ich will Meny als Retter sehen, als strahlenden, furchtlosen Helden. „Haimon bestach einen Diener“, sagt Meny. „Der Diener musste sagen, er habe die Frau heimlich ins Bett des Herrn gelassen. Kreion sei dann, betrunken, ihren Verführungskünsten verfallen.“ Ich fühle eine leichte Enttäuschung. „Haimon rettete deinen Vater, nicht du.“ Meny kneift die Augen zusammen. Sein Blick wird scharf, als ob er mich prüft.

„Andreia“, sagt er schließlich. „Eines solltest du wissen, und wenn du es nicht erträgst, dann sag es gleich: Ich bin kein Held, Andreia, und kein Kämpfer. Mutproben sind mir zuwider.“

Und zu leben ist mir kostbarer als ... alles.“ Ich höre es an seiner Stimme: Nichts ist ihm jemals ernster gewesen. Ich überlege hastig, was ich sagen kann. Wenn er nur aufhört, mich zu prüfen. „Außer dir“, ergänzt er plötzlich. Dann nickt er. „Ja, ich glaube, für dich, Andreia, gäbe ich sogar mein Leben.“ Ein jäher Schrecken lässt mich zittern. „Ich will es nicht“, sage ich. „Ich will dich lebend.“

Nach einer Weile frage ich noch einmal nach Kreions Ehebruch und nach der Schuld der Hekate. „Während der Diener seine Aussage machte, war ich im Tempel“, erzählt Meny und wieder spüre ich, dass er nicht alles sagt. „Ich betete ich zu Hera, sie möge meiner Mutter ein Zeichen geben.“ Er birgt sein Gesicht an meinem Hals. „Damals lernte ich die Dunkle kennen“, erzählt er schauernd. „Sie kam und ... kämpfte mit mir. Ich ... kann es nicht ... beschreiben.“ Ich denke an mein eigens Ringen mit der Dunklen. Ich nicke und streichle sein Haar. Ich weiß, was ihm geschehen ist.

„Im Gerichtssaal aber“, fährt Meny fort, „rief Mutter Hera zur Zeugin. Es heißt, da sei aus dem Nichts eine Flamme gesprungen. Und diese Flamme habe nur eines verbrannt: ein hölzernes Abbild der Hekate.“

Ich vermisse meine silberne Hera. „Auch ich bete, wenn ich bete, zu Hera“, sage ich. Meny lächelt. „Als ob ich das nicht wüsste“, meint er. „Deine Statuette und dein Pfau ... Glaubst du, ich könnte das ... übersehen?“ Ich kuschele mich an ihn. „Ich habe schon vieles getan, was Frauen und Mädchen nicht tun sollten“, sage ich. „Wirst du versuchen, mich zu verändern?“ Er fasst in mein Haar und streicht es zurück. Er betrachtet jede einzelne Narbe. „Ich werde mich hüten“, flüstert er. Und grinst.

*Wie da seine Augen lächelten,
das will ich nie vergessen.*

„Ich reite sogar“, sage ich und lächele bei der Erinnerung an Vaters Entsetzen. Auf einmal ist zwischen Meny und mir neue Spannung. „Ich weiß“, sagt er ernst. Ich sehe, er denkt an Areion. „Was wolltest du nur mit dem Rappen?“, frage ich ihn zum zweiten Mal. „König Adrastos ist ein aufrechter, ehrlicher Mann.“ Meny nickt. „Adrastos ist der Schlüssel“, sagt er. „Könnten wir uns mit Adrastos verständigen, so wäre ein Krieg zu vermeiden.“ Ich beiße mir auf die Lippen. „Und dazu das Pferd?“, frage ich. „Du hättest den Frieden retten können, Andreia“, sagt Meny streng, „hättest du mir nur gehorcht.“

Ich will mich nicht fragen, ob er Recht hat. „Es geht auch anders“, sage ich rasch. „Zwischen meinen Brüdern ist alles geklärt. Polyneikes wird Adrastos zum Rückzug bereden und Eteokles gibt ihm in Frieden die Krone.“ Ich versuche, Menys Grinsen nachzuahmen. „Onkel Kreion kann abreisen“, sage ich. „Es gibt nichts mehr zu erben.“

Unversehens wird Menys Griff wieder härter. Dann rückt er von mir ab. „Deine Brüder!“ Seine Heftigkeit erschreckt mich. „Wie lange, glaubst du, würde es gut gehen?“ Seine Stimme hallt in dem engen Raum. Ich fürchte beinahe, man könnte ihn hören. „Der eine glaubt alles, was Thebens Edle ihm sagen. Der andere hat Launen wie ein zweiter Achill.“ Ich weiß, dass er Recht hat, aber gerade das nehme ich übel. „Aber du?“, rufe ich laut. „Du wärest wohl der geeignete König!“ Meny setzt sich auf und steigt aus dem Bett. „Ja“, sagt er schlicht. „Mit Heras Hilfe.“ Draußen krähen die Hähne.

Die Frau zwischen zwei Männern

Auf eine traurige, heillose Art scheinen Mauern und Frauen einander verbunden. Im täglichen Leben sind wir in Mauern gefangen. Pflichten und Regeln halten uns im Haus. Im Krieg aber warten wir auf den Mauerkronen. Ohnmächtig sehen wir zu, wie unsere Männer töten und sterben.

Am Morgen stehe ich auf der Mauer nahe dem Kadmostor. Ich habe den Aufstieg als Kind schon erprobt. Zwei Totenfeiern sehe ich heute und beide beinahe auf einen Blick. In Theben und auch im Lager der Feinde werden die Toten des ersten Kampfes beweint.

Mitten auf der Agora sind die Thebaner versammelt. Die Toten liegen auf Bahren. Eurybates und Melanippos, sein Sohn, halten Wache. Kreion und Haimon stehen neben dem hölzernen Pult, an dem mein Bruder gleich reden wird. Meny fehlt. Ich entdecke ihn nicht. Und so gern ich ihn gesehen hätte – ich ertappe mich, dass ich aufatme. Ich hätte ihn nicht gern ... *neben Kreion* ... gesehen. Da kommt schon, wie immer in Schwarz und in Silber, mein Bruder. Er wirkt sehr allein, ein weiteres Mal ohne Chloe.

Im Lager der Argiver bilden die Krieger um das Zelt des Adrastos einen weiten Kreis. Auch ihre Toten liegen auf Bahren. Hohe Scheiterhaufen sind aufgeschichtet. Mit sinkendem Mut erkenne ich: Die Zeichen des Friedens am Zelt sind den Farben von Argos gewichen.

Adrastos wird sprechen. Ich sehe ihn aufrecht und würdig vor die Versammelten treten. Einen Schritt hinter ihm folgen Tydeus und Polyneikes. Sie sind nackt bis auf einen Lendenschurz und ihre geölten Körper glänzen im Morgenlicht. Ich vermute, dass sie zu Ehren der Toten einen Ringkampf darbieten werden. Ich suche den Sohn des Tartaros, Kapaneus, und finde ihn abseits, grimmig, allein. Ich sehe, dass er vor Rachedurst kocht, auf seine eigene kalte, berechnende Weise.

Als Adrastos zu reden beginnt, hat auch Eteokles seine Rede begonnen. Ich höre daher ihn und nicht den Argiver. Mein Bruder nennt die Gefallenen Helden, er lobt ihren Mut und besingt ihre Kraft. Er tröstet die Trauernden mit dem Ruhm, den die Toten im Sterben erwarben und der unsterblich sein wird, solange ihn jemand besingt.

So weit ist es eine Rede wie alle Reden, die solche Anlässe fordern. Ein Blick in das Lager der Feinde lässt ahnen, dass Adrastos Ähnliches spricht. Die Umstehenden hören still und ernst zu. Die Herzen jedoch bleiben kalt.

Eteokles lässt es dabei bewenden. Er verstummt und tritt einen Schritt zurück. Er winkt dem Priester, die Gebete zu sprechen. Ich sehe, dass Kreion unruhig wird. Missbilligend schüttelt er seinen Kopf. Er flüstert mit Haimon. Dann hebt er die Hand. Bevor er aber sprechen kann, spricht eine andere. „Warum war es nötig?“, ruft schrill eine Frauenstimme. Ich erkenne nicht, wer von den Trauernden spricht. „Sag doch, König: Warum?“, wiederholt sie. „Warum mussten unsere Männer sterben?“

Eteokles steht still und starrt in die Menge. Ich weiß, was er denkt. *Frauen haben hier keine Stimme*. Ich bin froh, dass er nicht wagt, es zu sagen. „Wir waren falsch unterrichtet“, sagt er laut. Sofort kommt Bewegung in die Versammlung. „Wir glaubten, meine Schwester Antigone retten zu müssen.“ Haimon tritt vor. Er steht vor dem Pult. „Wir glaubten es nicht nur, Eteokles“, sagt er mit klarer, harter Stimme. „Es war so. Wir mussten es tun und wir taten es – und wir werden auch weiter nichts ungetan lassen, um den Übermut der Feinde Thebens zu brechen.“

Ich sehe Kreion beifällig nicken. Eteokles sucht den Blick seines Schwiegervaters. Eurybates aber betrachtet reglos die Spitze seiner Lanze. „Wir sollten sie nicht Feinde nennen“, sagt mein Bruder. „Es gibt keine Kriegserklärung. Ich bin überzeugt: Sie ziehen friedlich ab.“

Lachen springt auf, ein Lachen des Zweifels, des Spotts. Ich kann nicht sicher sagen, wer es angestoßen hat. Ich habe Kreion im Verdacht. Auch Haimon wäre es zuzutrauen. Doch dann ... entdecke ich ... *ihn*. Meny steht zwischen den Kriegern. „Nein, Meny“, flüstere ich. „Du bist es nicht gewesen.“ So sehr ich mich aber dagegen wehre, der Gedanke setzt sich in mir fest. Meny hat meinen Bruder verspottet, meinen Bruder, der gerade versucht, den Frieden zu wahren.

„Und wenn sie tatsächlich abziehen wollten“, sagt Haimon und ich weiß, er spricht in Kreions Namen, „so sollten wir es ihnen nicht gestatten. Blut ist geflossen und ruft nach Rache. Mag sein, dass der Krieg nicht durch Worte erklärt ist – gewiss ist er es aber durch Taten.“

„Haimon“, sagt mein Bruder und ich bewundere seine Geduld, „du weißt, dass der König das letzte Wort hat. Der König aber, Haimon, bin ich!“ Während die Thebaner zögernde Hochrufe anstimmen, beginnt der Priester seine Gebete. Haimon kehrt an die Seite seines Vaters zurück. Die Zurechtweisung macht ihm nicht viel zu schaffen. Ich sehe an seiner und Kreions Miene, dass sie sich dennoch ihres Weges sicher sind.

Bevor die Versammlung sich zerstreut, lädt Eteokles zur Totenfeier für Teiresias. „Von heute in fünf Tagen“, ruft er laut, „am Tag der Sommersonnenwende.“ Dass dies zugleich der Tag ist, an dem Eteokles die Königswürde weitergeben muss, bleibt ungesagt. Doch jeder weiß es. Und jeder denkt darüber, was er denkt.

Ich habe das Lager der Argiver eine Weile aus dem Blick verloren. Als ich nun wieder dorthin schaue, ist zwischen Tydeus und Polyneikes der Schaukampf im Gang. Ich finde meinen Bruder zäh und mutig. Denn Tydeus, das ist jedem deutlich, ist stärker und vor allem grausamer. Die Krieger, die das Schauspiel sehen, feuern in ihrer Mehrheit Tydeus an. Ich kann mir denken, dass mein Bruder, wie hier Eteokles, auch dort für Frieden spricht, während die meisten kämpfen wollen. Das ist wohl Grund genug, sich unbeliebt zu machen.

Ich kann dem Kampf nicht folgen. Denn ganz in meiner Nähe höre ich ein Schluchzen. Ismene, denke ich, denn meine Schwester habe ich bisher noch nicht gesehen. Doch als ich nach ihr suche, finde ich nicht sie. Ich sehe auf der Mauer, nicht weit von mir entfernt, ein unbekanntes Mädchen kauern, vielleicht auch eine junge Frau. Ihr Haar ist hell, ich unterstelle: hell *gefärbt*, die Kleidung kostbar, vornehm, nicht zu bunt. Ihr Gesicht verbirgt sie in den Händen. Ich erkenne nichts, als dass sie weint.

„Chaire“, sage ich und setze mich zu ihr. Und tastend frage ich sie: „Chloe?“ Da hebt sie ihren Kopf und zeigt mir blasse, schmale Züge, die von verschmierter Schminke beinahe komisch wirken könnten. Doch ihre Tränen scheinen echt und sie verbieten jeden Spott. „Ich kenne dich“, sagt sie. „Für wen der beiden schlägt dein Herz?“

Ich merke, dass sie aus den Augenwinkeln immer nur nach Polyneikes sieht. Sein wilder Faustkampf ist der Grund, dass sie sich nicht beruhigen kann. „Was glaubst du denn von einer Schwester?“, frage ich. „Muss man nicht beide lieben? Ich hoffe doch, Ismene sagt das Gleiche?“ Chloe zieht die Schultern hoch. „Ich habe Ismene nicht danach gefragt“, sagt sie und lässt mich ahnen, dass sie und meine Schwester einander nicht verstehen.

„Eteokles ist sehr allein“, deute ich an. Ich bin gespannt, was sie mir darauf sagen wird. „Wenn Eteokles Gesellschaft sucht“, sagt Chloe, „dann gewiss nicht meine.“ Sie trocknet ihre Augen. Die Schminke verwischt dabei noch mehr. „Warum dann seid ihr Mann und Frau?“ Ich kann die Frage nicht verschweigen. Doch Chloe nimmt sie übel. „Du glaubst doch nicht, ich hätte eine Wahl?“, fährt sie mich zornig an.

Ihr Blick hängt wieder an den Kämpfern. Sie zuckt zusammen, als sie sieht, wie Polyneikes taumelt. „Auch du wirst den Mann heiraten, dem deine Eltern dich versprochen.“ Sie greift nach meiner Hand und sucht nach einem Ring. „Haimon erzählt es jedem, der ihn fragt. Antigone heißt seine Braut, zwar hässlich, aber edel.“ Ich keuche vor Empörung. „Eher versinke ich in den Tiefen des Tartaros“, sage ich, „als dass ich Haimons Lager teile.“

Jäh ertönt ein Donnern in der Nähe. Der Tag ist aber wolkenlos. Es weht nicht einmal Wind. Der Donner gibt mir das Gefühl, dass meine Worte mehr gewesen sind als nur ein starker Wunsch. Wie ein Orakel hallen sie in meinen Ohren. Zeus selbst hat sie vernommen.

Chloes Aufschrei lenkt mich ab. Polyneikes hat den Kampf verloren. Zwei Krieger kommen und führen ihn weg. Selbst auf die Ferne sehen wir, dass er stark blutet. Er kann sich nicht mehr auf den Beinen halten. „Nichts Ernstes“, sage ich zu Chloe. In Wahrheit frage ich, wie immer, nach dem Sinn von solchen Kämpfen. „Nicht annähernd so ernst wie deine Sorge, von der ich glaube, dass sie ... *Liebe* ist.“

Die Frau des Königs wird tatsächlich rot. „Ich weiß nicht, was das ist“, versichert sie mir dann. „Und deine Brüder sind mir beide längst ... *zuwider*.“ Sie dreht dem Lager des Adrastos brüsk den Rücken zu. „Wild sind sie, unverlässlich und immer mit sich selbst beschäftigt.“ Ich will nicht, dass sie so von meinen Brüdern spricht.

Und wäre es hundertmal wahr!

„Du betrügst nicht nur Eteokles!“, werfe ich ihr vor. „Sondern zugleich dich selbst.“ Ich sehe zornig ihre Tränenspuren. „Und übrigens: Dass draußen Polyneikes steht mit Kriegern, die er fürchtet so wie wir, das ist vor allem deine Schuld. Hättest du ja zu ihm gesagt, als er dich brauchte, so wäre er jetzt drinnen und an der Seite seines Bruders.“ Ehe ich zu Ende gesprochen habe, weiß ich, wie falsch es ist, so unbedacht von Schuld zu reden. Ohnehin gilt allgemein die Überzeugung, dass Frauen keine Wahl und keinen Willen haben. Wo aber keine Freiheit ist, wie kann da Schuld entstehen?

Chloe wird blass. „Er hat ... mich ... nie ... geliebt“, sagt sie mit steifen Lippen. „Wer? Polyneikes?“ Ich lache bitter. „Du dummes Ding! Ich sage dir: Er liebt dich selbst noch heute!“ Mit einem Zipfel meines Kleids wische ich ihr Farbe von den Wangen. Sie ist mir unerträglich. „Das ... kannst ... du ... nicht ... wissen“, schluchzt sie.

Verärgert wende ich mich ab. „Er schluchzte so wie du“, sage ich und denke mir zugleich: Sie ist es gar nicht wert. „Wann? Wo?“, fragt sie, auf einmal sehr beflissen. Sie rutscht um mich herum und hängt mir an den Lippen. „Nach dem Kampf“, erzähle ich ihr widerwillig. „In meiner Kammer. Als er mit seinem Bruder sich versöhnte.“ Ich stehe auf und gehe fort. Noch einmal höre ich den Donner.

Ismenes Unbehagen

In Thebens Gassen ist die Stimmung schlecht. Die Heere vor den Toren machen nicht nur Angst. Sie stören auch das Leben. Denn fest sind die Tore der Stadt geschlossen. Nur selten öffnen sie sich einen Spalt. Die Felder draußen liegen brach. Besuche werden nicht gemacht. Die Bauern, die zum Markt nach Theben kommen, bleiben aus. Mit ihnen: Lebensmittel, Waren und Geschichten.

Nur Priester gehen noch nach draußen, vertrauend auf den Schutz der Priesterbinden. Rings in den Hügeln gibt es Heiligtümer. Der Kult fragt nicht, ob Frieden herrscht, ob Krieg. Im Gegenteil: Er mag in schweren Zeiten ernster sein. Auch meine Schwester geht oft fort. Sie ehrt das Artemision wie damals unsere Mutter. Nur dass sie dort gewiss nicht einen Fremden trifft, für den sie Haar und Bänder löst.

Am dritten Abend unserer Frist von fünf kommt meine Schwester an die Tür von meiner Kammer, bevor noch Meny bei mir ist. „Ich komme ohne Grund“, betont Ismene, als sie bei mir auf einem harten Holzstuhl sitzt. *Dann geh*, denke ich und greife nach dem Nachtgewand.

Denn wieder habe ich Meny den ganzen Tag lang nicht gesehen und sehne mich nach ihm wie trockene Erde nach dem Regen. Solange die Sonnenpferde über den Himmel ziehen, ist er Menoikeus, Kreions Sohn. Ich sehe ihn nicht und weiß nicht, was er tut. Doch wenn die Sonnenpferde schlafen gehen, gehört er, Meny, mir. Und nichts, was sonst noch ist, soll zählen. Wir haben uns inzwischen damit abgefunden. Da wir von Kreion und dem Thron nicht sprechen können, ohne uns zu streiten, so haben wir uns vorgenommen, die Tage und die Stadt und unsere Namen zu vergessen und so zu tun, als wären wir wieder Ziegenhirten.

„Das hast du lange nicht getan“, sage ich zu meiner Schwester. Sie sieht mich fragend an. „Es steht nichts zwischen uns“, stellt sie dann fest. Es klingt wie eine Frage. Ich reagiere ungeduldig. „Wenn du gekommen bist, um wegen Haimon mich zu mahnen“, entgegne ich, „steht Haimon zwischen uns. Und mehr noch Onkel Kreion. Die beiden müssen endlich fort. Sie stören jede Hoffnung auf den Frieden.“

Es sollte mir zu denken geben, dass meine Schwester nicht auf der Stelle heftig widerspricht. „Eteokles hat sie bereits gebeten abzureisen“, sagt sie mit ruhiger Stimme. Ich horche auf. „Und Onkel Kreion?“ Ismene hebt die Schultern. „Erst schien es mir, als ob er zornig wäre. Dann aber sagte er nur kühl: *Ich lasse Theben nicht im Stich*. Und Haimon setzte noch hinzu: *Wir werden sehen, was geschieht*.“

Ich lache bitter. „Siehst du, was ich meine? Sie stören ...“ Da hebt sie bittend ihre Hand. „Gib Ruhe, Antigone“, bringt sie verstört hervor. „Ich halte es nicht ... länger ... aus. Ich kann die Ungewissheit nicht ertragen!“ Es ist, als ob ihr fester Haarturm in Hunderte von Einzelstrahlen fließt. Die kühle Haltung bricht zusammen. Sie ist das Mädchen, das sie früher war. Ich ziehe sie in meine Arme und führe sie zum Bett. „Ismene“, sage ich, „ich fühle doch das Gleiche. Seit jener Pest sind wir am Abgrund und jeder von uns steht auf einem allzu dünnen Steg, der jederzeit zerbrechen kann. Dann stürzt er ohne Halten.“

Sie weint. Ich wage nicht mehr, sie zu drängen. Wenn Meny kommt, so muss er warten. Ich halte meine Schwester. Ich spüre mehr denn je, dass sie und ich das gleiche Schicksal tragen. Erst spät ist sie so weit, dass sie aus Schluchzern Worte formt. „Ich wage kaum noch ... meinen Dienst ...“, bringt sie gebrochen nur hervor. „Ich fürchte sehr ... den Pfad ... hinauf

zum Artemision zu gehen.“ Ich bin versucht zu lachen. Dies ist nun wieder ganz Ismene. So viel Gewichtiges steht auf dem Spiel. Sie aber fürchtet sich vor Schatten. „Ich wünschte mir“, sagt sie und lässt den Kopf an meiner Schulter, „dass du wie früher mit mir gehst. Du kennst die Wege besser.“ Mir ist, als hätte ich ein Klopfen an der Tür gehört. Ich schiebe meine Schwester weg. „Gewiss“, sage ich zerstreut. „Ich kann dich, wenn du willst, begleiten.“ Ismenes blaue Augen strahlen auf. „Kommst du ... gleich morgen ... mit?“, fragt sie mit neuer Hoffnung.

Sie merkt wohl, dass ich zögere. Da spricht sie hastig weiter. „Denn heute, auf dem Weg zurück“, sagt sie, „da sah ich diesen ... Krieger ...“ Ich stehe auf und gehe im Zimmer auf und ab. „Den, den sie Keiler nennen, den Starken mit dem harten, kahlen Kopf.“ Ich bleibe stehen. „Tydeus?“, rufe ich entsetzt. „Wo sahst du ihn? Was tat er?“ Ismene scheint vor meiner Heftigkeit zurückzuschrecken. „Er ging nur seiner Wege“, sagt sie rasch. Ich höre, dass sie lügt. „Und das ist alles?“, frage ich.

Ismene rafft sich auf und geht zur Tür. „Ich denke, ja“, sagt sie. „Ich muss jetzt gehen.“ Ich halte sie zurück. „Was noch?“, frage ich nach. Sie senkt den Kopf. „Es schien mir“, sagt sie endlich, „als habe er ... mir ... aufgelauert.“ Sie streicht verlegen über ihr Gewand. Sie trägt die Binden einer Priesterin. „Um was zu tun?“, frage ich und kann ein leises Necken nicht verbergen. „Nichts“, sagt sie zögernd. „Ich sage ja: Er ging ... dann ... fort.“ Sie öffnet schon die Tür. „Ismene“, rufe ich ihr nach. „Ich komme morgen mit.“ Dann ist sie weg und Meny kommt. Und ich vergesse meinen Namen.

Verhör

Es ist ein kühler Morgen angesichts der Hitze, die uns seit Tagen drückte. Ich wähle Männerkleider für den Weg mit meiner Schwester. Als ich zum Tor Amphions gehe, dem kleinsten und entlegensten, dem einzigen, das wir noch öffnen, bin ich Ismene plötzlich dankbar. Die Vorstellung, hinauszukommen aus der Stadt mit ihren Ängsten, scheint mir verlockend wie der Frühling nach dem Winter.

Ismene wartet schon am Tor. Sie drückt verstohlen meine Hand und führt mich zu den Wachen. „Ich bin dir dankbar“, flüstert sie. Ich sage ihr, dass das auf Gegenseitigkeit beruht. Die Wache will uns gehen lassen. Doch plötzlich kommt ein zweiter Wächter und flüstert hastig mit dem ersten. „Du nicht“, sagt er danach zu mir. „Du kommst sofort mit mir.“

Ich tausche mit Ismene einen Blick. Dann richte ich mich auf und recke Hals und Kinn. „Du weißt, mit wem du sprichst?“, fahre ich den Wächter an. „Nur deshalb halte ich dich auf, Prinzessin“, entgegnet mir der Mann. Er wirkt nicht eingeschüchtert. „Der König hat befohlen, dass du auf keinen Fall nach draußen darfst. Und überdies will er dich sprechen.“

Ismene zieht an meiner Hand. „Dann nimm es hin“, empfiehlt sie dringend. „Das wird er mir erklären müssen!“, rufe ich aufgebracht. Ich mache auf den Fersen kehrt und stürme zum Palast. Ismene rufe ich nur noch zu: „Wir gehen also morgen.“ Dann stehe ich im Königssaal und frage nach Eteokles. Ein Diener weist mir scheu den Weg in jene abgelegene Kammer, in der einst Oidipous die Steuerlisten führte.

Ich finde dort nicht nur Eteokles. Hinter dem Tisch, der voll von Tafeln und Papieren ist, sitzt Onkel Kreion und wirkt düster. An einem Fenster lehnt mein Bruder. Er sieht verwirrt und ratlos aus und meidet meinen Blick. Sobald ich eingetreten bin, kommt von der Seite Haimon

und macht die Tür fest zu. „Ich frage dich, Eteokles ...“, beginne ich erregt. Da fährt mir Haimon in die Rede. „Du fragst jetzt nicht, Antigone“, sagt er. „Sondern du wirst von uns gefragt.“

Er nimmt mich bei den Schultern und führt mich zu dem Stuhl, der einzig außer Onkel Kreions Sessel in dieser engen Kammer steht. Er drückt mich auf den Sitz und hält mich weiter fest. „Lass los!“, verlange ich und meine Wut weicht wachsender Beklommenheit. Ich fühle mich beinahe wie damals, wenn Mutter leise sagte: *Bring den Stock*.

Ich blicke ungewiss zu meinem Bruder und voll Entsetzen sehe ich: Auch er wirkt wie ein Kind, dem von den Eltern eine Strafe droht. Noch immer sieht er mich nicht an. Er ballt und öffnet Fäuste. Haimon bleibt an meiner Seite. Doch wenigstens lässt er mich los. „Du musst uns nur die Wahrheit sagen“, erklärt er mir. „Dann kannst du wieder gehen.“

Ich wende mich zuletzt an Kreion. Ich weiß, dass er mit voller Absicht zögert, mir zu erklären, was von mir erwartet wird. Er will mich unsicher und ängstlich machen. Er hat Erfolg damit, obwohl ich ihn durchschaue. Ich warte schweigend, bis er spricht. „Es kam an unsere Ohren“, sagt Kreion mit Bedacht, „dass an dem Morgen nach dem Überfall ... der *Feind* der Stadt, dein Bruder Polyneikes, heimlich in Thebens Mauern war!“

„Kein Feind“, verbessere ich ihn schwach. Ich suche in mir einen Rest von Trotz. Dass ich in Wahrheit tief erschrocken bin, das müssen weder er noch Haimon wissen. Ich überlege voller Angst, wie Kreion wohl von dem Besuch erfahren hat. Ich sehe wieder zu Eteokles. Er aber sieht an mir vorbei. „Ja, er war da“, sage ich schließlich. „Er kam, um zu versichern, dass er nicht kämpfen, sondern nur regieren will.“ Eteokles begegnet endlich meinem Blick. Er nickt. „Das habe ich dem Onkel auch gesagt“, bestätigt er.

Kreion beugt sich vor. Die rechte Hand verkrampft sich. An seinem kleinen Finger steckt ein silbrig schwarzer Ring. „Was er gesagt hat, interessiert mich nicht!“, ruft Kreion laut und ungeduldig. „Ich frage dich nur eines: Wie ist er in die Stadt gekommen?“

Ich atme hörbar ein und wieder aus. Das also ist die Frage. Ein Rätsel, so entsinne ich mich, das nicht einmal Eteokles bei allem guten Willen lösen kann. Nur ich ... *und Meny* ... kennen den verborgenen Gang. Der Seher ist ja tot.

„Was hast du ihm gesagt?“ Rat suchend wende ich mich an Eteokles. „Die Wahrheit“, sagt mein Bruder rasch. „Polyneikes kam und ging. Ich weiß nicht, wie, noch, welchen Weg.“ Auf einmal ist der Blick, den er mir zuwirft, scharf. Was habt ihr mir verschwiegen?, fragt er mich. Was wolltet und was tatet ihr? Ich lasse meine Augen vor Empörung funkeln. Er senkt den Kopf und fügt mit einer Stimme, die Wut verrät, auf sich, auf mich, hinzu: „Und ich vergaß zu fragen.“ Ich sehe Kreions Zorn. Er gilt, noch mehr als mir, Eteokles.

Haimon fasst mich an und zwingt mich, meinen Blick zu ihm zu heben. „Du aber, Süße“, sagt er, „wirst es wissen und uns sagen.“ Da wende ich mich heftig gegen ihn. Mein Fuß trifft hart sein Bein. Er flucht und dreht sich einmal um sich selbst. Er hebt die Hand, als wollte er mich schlagen. Da aber steht mein Bruder ihm im Weg. „Besinne dich“, sagt er mit Härte in der Stimme. „Noch bist du nicht ihr Mann. Ich aber bin ihr Bruder.“

Hera, bewahre mich vor Haimon!
Und einer Ehe wie mit ihm!

Haimon lässt die Hand verlegen sinken. „Was sie auch tut“, sagt er, „sie wird sich nicht erheben, bevor wir wissen, wo das Loch in Thebens Mauern ist.“ Er zieht auf einmal einen Strick hervor. Ich stoße einen Schrei der Überraschung und Empörung aus. „Das wagst du nicht!“, rufe ich. Mein Blick wandert von ihm zu meinem Bruder. Der aber weicht mir aus. „Eteokles ...“ Ich ärgere mich darüber, wie kleinlaut meine Stimme klingt. „Ihr könnt ... *nicht wirklich* ... daran denken, mich ... *zu fesseln* ...?“

„Beruhigt euch, meine Söhne“, mischt sich da wieder Kreion ein. „Und, Haimon, warte noch. Ich hoffe doch, es wird nicht nötig sein!“ *Warte noch* ... Ich keuche. Es klingt, als sei die Fesselung beschlossene Sache. *Das lasse ich nicht zu!*, schreit in mir eine Stimme. Doch trotzig ist sie nicht, viel eher ängstlich. Und eine andere innere Stimme grinst und sagt: *Wie willst du es verhindern?*

Mein Bruder wendet sich zum Fenster und zieht den schweren Vorhang langsam zu. Das Licht wird dunkel. Das Tageslicht und auch das Licht in mir. Und Kreion wiederholt die Frage und mir fällt nichts ein, was ich sagen kann.

*Ich bin, auf Menys Wort,
die Wächterin von Thebens Mauern.*

„Was wollt ihr?“, frage ich verärgert. „Ich lernte es von euch: Als Frau hat man hier nichts zu sagen.“ Kreion lässt die Faust erbittert vor sich auf die Platte krachen. „Dreist und verlogen!“, ruft er zornig. „Seht ihr nun, wie Recht ich hatte!“ Er streckt die Hand nach meinem Bruder aus. Noch einmal gibt er seiner Miene und Stimme einen trügerischen Schein von Freundlichkeit. „Eteokles“, sagt er ihm werbend, „vor so einer Verwandtschaft kann ich dich nur warnen! Lass zu, dass wir ihr ihre Grenzen zeigen. Sonst wird sie dir, nicht anders als dein Bruder, des Nachts, wenn du nichts ahnst, den Dolch in deinen Rücken rammen.“

Ich lache laut, damit mein Lachen lauter klingt als meine Angst. Es ist ja offensichtlich, dass ihm mein Bruder fast schon glaubt. Er weicht vor mir zurück und wieder trifft mich dieser scharfe, kalte Blick. „Ich hörte euer Flüstern“, sagt er mit Qual und Vorwurf in der Stimme. „Von einem Gang und einem Freund ... ich kann mich auf den Namen nicht besinnen ...“

*Ich bin, auf Menys Wort,
die Wächterin von Thebens Mauern.*

„Eteokles!“ Sein Name ist mein Schrei. „Eteokles, du wirst mir nicht misstrauen!“ Ich kann nicht bitten, nur befehlen. Denn dass er wirklich glauben könnte, dass ich ... mit Polyneikes ... gegen ihn ... – das ist zu hart für weiche Worte. Sein Blick verändert sich. Ich atme auf. Ich spüre, dass er sich besinnt. Er blickt zurück in unsere Kindheit. „Antigone und Polyneikes ...“ Auf einmal klingt er rau und bitter. „Ihr wart mir stets ein Stück voraus“, sagt er. „Ich stolperte den Weg entlang. Ihr aber schlugt die Haken. Wie stark und klug seid ihr euch vorgekommen! Wo bleibt Eteokles? Mit seinen ... blauen Augen?“

Haimon schlägt ihm auf die Schulter. „Ich weiß, wovon du sprichst“, sagt er. „Doch glaube mir: Zweiter zu sein hat seine eigenen Stärken. Und auf die Dauer bringt es Frucht.“ Weder Eteokles noch ich hören ihm zu. Ich fange und ertrage meines Bruders Blick. Ich gebe ihm Gelegenheit, mir anzusehen, dass ich betroffen bin. Ich nehme seinen Kummer ernst genug, ihn nicht so einfach abzuweisen. „Aus Freude am Leben schlugen wir Haken“, sage ich schließlich, „doch nicht, um dich zu kränken.“ Ich fühle mich ihm nah. „Und niemals, Eteokles, geschah es aus böser Absicht gegen dich.“

„Wie schlaue sie sich verteidigt!“, sagt Haimon hinter uns zu seinem Vater. Ich spüre Kreions Widerwillen. „Ich weiß“, sagt er betont, „Eteokles ist endlich auf der Hut.“ Die laute, allzu sichere Stimme zerbricht den Augenblick der Stille zwischen mir und meinem Bruder. Auf einmal horcht er auf. Er wendet sich zu Kreion um, bis ich ihn aus dem Blick verliere.

Suchst du schon wieder
einen Vater?

Eteokles hebt seine Hand, ob für mich oder gegen mich, das kann ich noch nicht sehen. „Antigone, du sagst es jetzt!“, fährt er mich unvermittelt an. „Was war die Rede zwischen dir und Polyneikes? Und welcher Name war in eurem Mund?“ Ich lasse all mein Haar nach vorne fallen. „Du hast geträumt“, sage ich kalt. „Wie du auch träumtest, dass du mir ... die Nase brachst.“

*Ich bin, auf Menys Wort,
die Wächterin von Thebens Mauern.*

Mein Bruder schwankt. Die Anspielung ist ihm nicht recht. Er sucht sich neuen Halt am Tisch bei unserem Onkel. „Besinne dich, Eteokles“, sagt Kreion väterlich. „Was war es, das du hörtest? Und wo und wann haben die beiden Gelegenheit gehabt zu sprechen?“ Eteokles fährt sich durch sein schwarzes Haar. Ich denke an Menys Worte: Dein Bruder glaubt alles, was Thebens Edle ihm sagen.

*Wie traurig, Meny: Du hast Recht.
Wie traurig, mein Bruder, für dich.*

„Antigone hatte Nasenbluten“, sagt er mit dunklem Blick auf mich. „Und Polyneikes half ihr. Da haben sie geflüstert und nannten einen Namen ...“ Ich habe auf Haimon nicht geachtet. Auf einmal spüre ich sein raues Band. Er windet es um meine Taille. Um meine Füße und die Handgelenke. „Welchen Namen?“, fragt er drohend. Er beugt sich viel zu nahe über mich. „Den deinen!“, schreie ich in sein Gesicht. „Ich sagte Polyneikes, dass er Haimon und Kreion fürchten muss.“

Haft

Es ist Nacht. Sie haben mich allein gelassen. Kreion hat Eteokles beredet, ihm zu folgen. *Lass zu, dass wir ihr ihre Grenzen zeigen.* Ich kann es immer noch nicht fassen, dass einer meiner Brüder mir nicht traut. Und dass er mich den Feinden überlässt. Genau gesprochen: *einem.* Denn Haimon ist noch eine Zeit bei mir geblieben. Er hat gefragt, gefragt, das Gleiche, immer wieder. *Wo ist das Loch? Wer war der Freund? Was plant ihr gegen Theben?* Ich habe geschwiegen, geschrien und gebeten. Ja, gebeten auch, am Ende. Um Frieden und um Freiheit und eine kleine Atempause.

*Ich bin, auf Menys Wort,
die Wächterin von Thebens Mauern.*

Dann, schließlich, hat er mich geknebelt. Er ist gegangen und er hat gesagt, er käme wieder, immer wieder, und dass ich mich bis dann besinnen soll. Mittags stand er wieder vor mir und abends drei, vier Mal. Er hat mir Brot, Datteln, Wein und Kuchen mitgebracht. „Du weißt ja“,

hat er mir gesagt, „ich will, dass du ein wenig dicker wirst.“ Ich kann sein Grinsen nicht ertragen.

*Was wird geschehen, Meny,
wenn du noch einmal lächelst?*

Ich habe nichts gegessen. Ich habe vor ihm ausgespuckt. Er hat die Schultern bloß gehoben und mir den Knebel wieder in den Mund gesteckt. Als er das letzte Mal gekommen ist, ist drinnen wie draußen schon Nacht gewesen. In großen Zügen trank ich seinen Wein. Er wartete und fragte und sagte mir: „Gib auf.“ Ich sagte: „Nicht in Jahren.“ Da warf er hinter sich die Tür ins Schloss und kam bis jetzt nicht wieder.

*Ich bin, auf Menys Wort,
die Wächterin von Thebens Mauern.*

Im Dunklen kommen Schatten und setzen sich zu mir. „Ismene“, sagen sie, „sie müsste dir zur Seite stehen. Jedoch sie ist zu feige.“ Was kann ein Mädchen tun?, entgegne ich den Dunklen. Ich lache traurig über mich. Ich weiß jetzt, es ist wahr. Ich habe nichts zum Widerstand. *Nur leere Hände.*

Und wenn ich bisher glaubte, ich könnte stark und unabhängig sein, so waren es in Wahrheit andere Hände, die mich in meinem Trotz behüteten und mir den Willen ließen. Von Mutters, Vaters, Theseus' Stärke habe ich gelebt. Weil sie mich liebten, durfte ich so sein, wie ich gern wollte. Doch damit, sage ich den Schatten, ist es aus. Die heute Macht in Händen halten, die lieben nur sich selbst.

„Was ist mit Meny?“, fragen mich die Schatten. Sie wollen nicht so einfach weichen. „Er müsste dich längst suchen. Es sei denn ... er hat dich verraten.“ Das Lachen, selbst das traurige, vergeht, als ich nach einer Antwort suche.

Hat Meny mich verraten?

Warum ist Meny nicht bei mir? Dass Polyneikes bei mir seinen Bruder traf, nur ich und Meny haben es gewusst. Warum, entgegne ich den Dunklen endlich, warum denn sollte er das tun? Er hatte keinen Grund und konnte selber in Verdacht geraten. Die Schatten geben keine Antwort. Doch ihre Frage bleibt im Raum. Wer sonst ... wenn Meny nicht ... hat mich verraten?

Als dann die Nacht am tiefsten ist, springt mir auf einmal etwas Schweres auf den Schoß. Ich kann die Hände nicht bewegen. Ich kann nur ahnen, was es ist. Ein rauer Ton bekräftigt mein Gefühl. Es ist der Pfau. Die Wärme und die Nähe des vertrauten Lebewesens besiegen meine Starre. Ich murmele meinen Dank an Hera und fange an zu weinen. Die Tränen fallen auch auf meinen späten Gast. Ich spüre, wie sein Kopf ruckt, wann immer eine Träne trifft.

Ich strenge meine Augen an. Ich will den Pfau erkennen. Nach einer Weile scheint es mir, als könne ich in seine schwarzen Augen sehen. Als sähe ich da mich, wie ich gefesselt und geknebelt sitze, dem Willen eines Mannes ausgeliefert, der mich zur Mutter seiner Kinder machen will.

Und außerdem noch Menys Bruder ist.

„Das hat nichts zu bedeuten“, scheint der Pfau mir zuzuflüstern. „Meny ist Meny und liebt dich. Mit Haimon hat das nichts zu tun.“ Ich gewinne Vertrauen und neue Hoffnung. „Hat Meny mich denn nicht verraten?“, frage ich zaghaft. „Er sagte dir, er würde für dich sterben“, entgegnet vorwurfsvoll der Pfau. „Wie kannst du nur so hässlich von ihm denken?“

Auf einmal sehe ich ein neues Licht. „Wie auch Eteokles von mir ...“, fällt mir auf einmal ein. Ich bin geneigt, dem Bruder zu verzeihen. „Eteokles ist allzu selten ... *und* allzu viel allein“, erklärt der Pfau geduldig. „Was glaubst du, wie ihn Kreion, Haimon, Menoikeus und Eurybates von früh bis spät bestürmen? Ein jeder will, dass er ihm folgt und sich von ihm bereden lässt. Und dann, zu allem: seine Frau.“ Ich runzele abfällig die Stirn. „Die diesen Namen nicht verdient“, bemerke ich verächtlich.

Der Pfau schweigt eine Weile. Ich glaube schon, dass ich mir seine Stimme nur eingebildet habe. „Du selbst hast Chloe wachgerüttelt“, spricht da erneut die fremde Stimme. „Dein Wort, dass Polyneikes sie noch liebt, hat Chloe nicht mehr losgelassen. Sie ging und fragte ihren Mann, ob er den Bruder jüngst gesehen und gesprochen hat. Er log sie an und wollte nichts verraten. Da klagte sie bei ihrem Vater. So kam dann die Geschichte auch vor Kreion. Dein Name war genannt. Und so geschah dir, was du nun erlebst.“

Ich brauche eine Weile, um es zu verstehen. Nicht Meny, Chloe hat Verrat begangen, aus Liebe, nicht aus bösem Willen. Ich bin geneigt, ihr zu verzeihen. „Du weißt nicht, was sie sonst noch tat“, sagt da der Pfau. Und schweigt. Ich spüre, dass er mich verlassen will, und reiße an den Fesseln. Ich weiß, ich muss ihn halten. Ich weiß, dass ich das Wichtigste noch hören muss. Auch wenn es furchtbar schmerzen wird. „In Heras Namen: bleib“, befehle ich dem Vogel. Da hört er mich und legt sich wieder hin.

Er spricht nicht mehr. Vielleicht hat er es nie gekonnt. Ich tauche noch einmal in seine schwarzen Augen. Ich sehe meine Tränen – und dann, dass es nicht meine sind. „Ismene“, flüstere ich.

In einem Obsthain an dem Weg, der sich von Theben bis Eleusis zieht, liegt meine Schwester auf der weichen Erde. Ihr Priesterinnenkleid ist schmutzig und zerrissen, die bloße Haut zerkratzt. Das Blut jedoch, das unter ihren Fingernägeln trocknet, ist nicht nur ihres, sondern außerdem auch das von einem wilden, rücksichtslosen Mann.

„Ismene“, rufe ich. Ich will nicht glauben, was ich sehe. Und will nicht hören, was sie unter Tränen der Jägerin erzählt, die sie dann findet. Und aufhebt und in ihre Kammer führen will, ins Innere des kleinen Hauses. Ich kenne sie, ich habe sie getroffen. So weiß ich auch, wo meine Schwester ist.

„Krieger!“, flüstert Daphne. „Bei Artemis, ich kenne sie.“ Ismene zuckt zusammen. „Nicht Artemis solltest du rufen“, sagt sie streng, „wenn dein Geheimnis, so wie meins, verloren ist!“ Ismene weigert sich, die Hilfe anzunehmen, die Daphne ihr voll Anteilnahme bietet. Sie bleibt im Garten, ungeschützt, isst nicht und trinkt nicht, weint und wartet. Und ehe das dunkle Bild verschwimmt, weiß ich, dass Tydeus meine Schwester, auch wenn sie lebt, ermordet hat.

Iokaste weint. Ihr Weinen ist beinahe so ungewohnt, wie wenn sie lächelt. „Wie dumm war immer meine Große!“ Ihr Vorwurf klingt fast zärtlich. „Du oder ich, Antigone, wir wären

doch an einem Rohling nicht gestorben. Wir hätten ihn verflucht und stolz den Kopf erhoben. Sie aber grämte sich und hielt am Ende den Überfall wohl noch für ihre eigene Schuld ...?“

Ich bin erneut erschüttert, als ich so lebhaft an die letzten Tage denke, die mir und den Geschwistern blieben. Ich würde lieber von Ismene schweigen. Und doch: Dass Mutter weint, ist mir ein Trost, der alte Wunden heilt. Fast ist es mir, als ob ein Stück meines zerrissenen Herzens ganz heimlich und verstohlen in meine Brust zurückgelangen will.

„Chloe“, sage ich, „hat sich erboten, Ismene, als ich fort war, aus der Stadt zum Tempel zu begleiten. In Wahrheit aber wollte sie zu Polyneikes. So ließ sie meine Schwester unterwegs im Stich und lief zurück ins Lager. Und Tydeus konnte tun, was er sich vorgenommen hatte.“ Ich zittere und wiederhole bitter weise Worte, die, wenn man auf das Ende blickt, nur leer und falsch gewesen sind und in den Ohren schmerzen.

*Du darfst nicht nachgeben, Ismene ...
Nichts, was du nicht willst,
darfst du mit dir geschehen lassen.*

„Und trotzdem sind die Worte wahr“, sagt Iokaste. „Nicht in dem Sinn, dass sie dir Kräfte geben, den Mann, den du nicht willst, von deinem Leib zu schieben. Und doch kannst du dein Inneres verschließen, ihm trotzen und dein wahres Leben ohne ihn verbringen.“ Und wieder blickt sie zu dem Fenster mit dem Schleier. Und diesmal, spüre ich, blickt sie hindurch.

Da kommt ein großer, schlanker Mann mit silberblondem Haar. Die Augen leuchten blau, wie Götteraugen leuchten. Er trägt im Arm ein Saiteninstrument mit einem Silberrahmen. Er lächelt nicht. Doch er wirkt freundlich. Er streckt die Hand nach Mutter aus.

Langsam, wie träumend, steht Iokaste auf. Ich weiß: Wenn sie jetzt geht, kommt sie nie wieder. „Nein, Mutter!“, rufe ich. „Du kannst mich diesmal nicht verlassen.“ Sie blickt sich um und sieht mich an. Auf einmal wirkt sie wie zerrissen. „Antigone, das ist ...“, sagt sie. „Ich weiß!“ Ich unterbreche hastig. „Das ist der Mann, mit dem wir dich am Artemision ertappten.“ Sie zuckt zusammen. Ihre Augen funkeln ärgerlich. „Ertappen, Antigone, ist nicht das rechte Wort“, verbessert sie mich streng.

*Es war kein Abenteuer,
der schöne junge Mann,
es war die wahre Liebe.*

„Mutter, bleib!“, verlange ich. „Du suchtest doch ... *Verzeihung* ... ?“ Sie kommt zu mir zurück. „Verzeihung?“, wiederholt sie. Sie spricht das Wort, als ob sie es nicht kennt. *Als ob das nun noch wichtig wäre* ... Sie sagt es nicht. Ich fürchte aber, dass sie daran denkt. Am Fenster, draußen, steht der Silberhaarige. Er lächelt nicht, noch winkt er Mutter. Und doch kann sie kaum widerstehen.

*Es war kein Abenteuer,
der schöne junge Mann,
es war die wahre Liebe.*

„Komm mit“, sagt sie mir plötzlich. „Wenn du mich nicht verlieren willst, komm mit!“ Erleichterung weckt in mir die Lust, die Lyra und ihr Spiel zu hören. Ich nehme Mutters ausgestreckte Hand und sie zieht mich zur Tür. Mein Blick fällt auf die Vasen mit den

Blumen und jäh erkenne ich, dass ich hier noch nicht fertig bin. „Nein, Mutter“, sage ich. „Ich folge Hera. Nur Hera, nicht mehr dir.“ Ich löse meine Hand von ihrer und kehre einsam an den Platz zurück, wo ich den Tod vor Augen sah.

Als ich nach einer Weile den Blick von meinen leeren Händen lösen kann, steht Mutter immer noch, wo ich sie losgelassen habe. „Warum bist du noch da?“, frage ich kühl. Sie hebt die Arme. „Frag mich nicht“, sagt sie. „Vielleicht, weil du das Abbild eines Urbilds bist?“ Die Tür, die sie von innen öffnen wollte, macht nun ein anderer *von außen* auf. „Ich verstehe dich nicht“, sage ich. „Das ist auch nicht nötig“, sagt der Silberhaarige und tritt mit einem leisen Lyraklang in unsere kleine Kammer. „Oder ...“, meint er später, „vielleicht doch ...“

Er schließt die Tür und lehnt sich an. Und während ich Apollon endlich doch erkenne, nimmt er sein Instrument und stimmt es und fängt ungefragt zu spielen an.

Das Zeichen des Pfaus

Am Tag der Sommersonnenwende liegt Theben wie unter einer Schicht aus Eis. Denn Leben kann sich nicht entfalten, wenn Angst die Wege und die Tore schließt. Der Sonnenwagen bringt nur fahles Licht, das wie durch Schleier auf die Erde fällt. Das Lachen der Kinder klingt wie Weinen, und als die Hähne krähen, da ist es, als ob Wölfe heulen.

Schon früh am Morgen steigen Haimon und Menoikeus, Kreions Söhne, als Wächter auf die Mauerkrone, zur Rechten und zur Linken des großen *Kadmostors*. Und oben, vor der Königshalle, erhebt aus Samt und Seide sich ein Baldachin. Darunter steht der Thron. Der König sitzt dort unbewegt. Er hat die Krone Thebens auf dem Kopf und neben sich, mit Samt gepolstert, die Silberplatte, auf der er sie dem Bruder weiterreichen will.

Hinter dem Thron steht Eurybates. Der Onkel aus dem Osten, den die Thebaner fürchten, hat für sich selbst neben den Thron einen fast eben solchen Stuhl gestellt. Dort sitzt er, vorne auf der Kante, bereit zu springen, sobald Unerwartetes geschieht.

Chloe, die Königin, hat man in Theben lange nicht gesehen. Sie meidet ihren Mann und er hat nie darauf bestanden, dass sie an seiner Seite ist. Da fällt es schon viel eher auf, dass Ismene und Antigone, des Königs Schwestern, fehlen. Gerüchte sagen, dass die beiden am Tag zuvor die Stadt verlassen haben. Anscheinend heimlich und in Eile, denn nicht einmal Menoikeus hat davon gewusst. Er lief am Abend suchend durch die Stadt und fragte nach den beiden. Nur Haimon wusste dann Bescheid und überraschte, sagt man, selbst den König.

Es gibt an diesem Morgen zwei Parteien. Die einen sagen, Haimon habe die Prinzessinnen in Sicherheit gebracht, weil Krieg droht und sie überleben sollen. Andere jedoch behaupten, er hege Zweifel an der Treue. Sie flüstern, Antigone sei dem zweiten Bruder, Polyneikes, nah, und manchmal hört man auch das Wort Verrat.

Im Tempel des Apoll bereiten Priester die Totenfeier für den Seher vor. Ein Grabmal ist errichtet, der Leichnam ist bereit. Der König selbst wird eine Rede halten und ebenso, sagt man, auch Kreion.

Auf der Mauer hat Menoikeus seinen Blick vom Feindeslager abgewandt. Der Sonnenwagen ist schon hoch gestiegen. Jenseits, wo die Zelte stehen, wird alles ruhig und still. Menoikeus ist zerstreut und unachtsam. Denn seine Nacht war anders als erwartet. Er kann noch immer

nicht begreifen, dass die Geliebte ihn verlassen hat, ohne ein Wort oder ein Zeichen. Suchend wandern seine Augen von der Mauer weg und weiter in die Ferne. „An jedem anderen Tag, Geliebte, wäre ich dir längst gefolgt“, sagt er. „Doch heute ist der Tag, an dem sich Thebens Schicksal wendet.“

Er zwingt den Blick zurück und streift dabei die Stadt. Da sieht er einen Pfau, der vor dem Heratempel im Schatten einer Säule ruht. Entschlossen fasst er seine Lanze. „Ich mache eine Runde“, ruft er dem Bruder zu. „Wer weiß, ob nicht an einem anderen Tor der Feind heimlich den Angriff plant.“ Er eilt davon, bevor sich Haimon dazu äußern kann.

Menoikeus wandert auf der Mauer, bis Haimons Blick ihm nicht mehr folgt. Dann klettert er herab und eilt dem Heratempel zu. Der Pfau erhebt sich, noch bevor der Krieger ihn erreicht. Er neigt den Kopf vor und zurück und zeigt ein stolzes Rad. „Wo ist sie?“, fragt Menoikeus heiser. Er ahnt auf einmal mehr, als dass er ruhig sein könnte. Der Pfau fliegt einen flachen Bogen und geht dann weiter, auf den Königspalast zu. Er führt Menoikeus außen um die Halle und um die Räume, in denen Schreiber ihre Arbeit tun. Vor einem schmalen, hohen Fenster schließlich verharrt der Vogel und beginnt zu picken.

Im Fenster hängt von innen ein dunkler, schwerer Vorhang, der keinen Blick ins Zimmer offen lässt. Menoikeus aber weiß jetzt, wo er suchen muss. Er eilt in den Palast und durch die Flure und steht am Ende vor Tür der kleinen Kammer. Er findet einen Riegel vorgelegt und schiebt ihn rasch zur Seite.

Inzwischen hat Menoikeus' Bruder Haimon Bewegung vor dem Zelt des Feldherrn ausgemacht. Adrastos zeigt sich, nach ihm Polyneikes. Sie tragen bunte Mäntel und haben ihre Helme unterm Arm. Sie wirken ruhig und friedlich. Sie stehen beieinander im Gespräch. Haimon strengt seine Augen an und starrt gespannt hinüber. Es scheint, dass es nun nicht mehr lange dauert, bis Polyneikes kommt, im Frieden oder Streit.

Haimon gibt das heimliche Signal und fünfzig Kämpfer machen sich bereit. Wenn Polyneikes naht, wird man die Tore öffnen. Der überraschte Krieger soll entwaffnet und gefangen werden. „Und dann“, hat Menoikeus gesagt, „verhandeln wir mit Argos“.

Haimon verliert fast die Geduld, so endlos lange stehen Adrastos und Polyneikes ziellos vor dem Zelt. Dann endlich nimmt Adrastos Polyneikes' Arm und führt ihn zu den Pferden. Haimon zieht die Brauen hoch. Auf einen Reiter ist er nicht gefasst. „Nun, warum nicht?“, sagt er sich dann. „Was ist ein Reiter gegen fünfzig Krieger?“

Auf einmal tritt aus einem zweiten Zelt die Frau des Königs in das Licht des Mittags. Sie ruft den Männern nach und Polyneikes dreht sich zu ihr um. Sie streckt die Arme aus und bittet stumm, er möge sie umarmen. Doch Polyneikes scheint zu lachen und antwortet mit einem kurzen Gruß. Es kann auch sein, dass er sie bittet, im Zelt auf ihn zu warten. Haimon, auf seinem Posten, pfeift und grinst. Ein neuer Grund des Zorns zwischen den Brüdern wird seinem Vater hoch willkommen sein. „Frauen“, sagt Haimon vor sich hin. „Man muss ihnen die Grenzen zeigen.“

Im nächsten Augenblick fühlt Haimon sich gepackt. Er fährt herum und sieht in Menoikeus' Gesicht, das kalt und zornig ist. „So, Haimon, handelst du an deiner Braut? Du sperrst sie ein und täuscht uns vor, sie sei verweist?“ Haimon steht still vor seinem Bruder. An seiner Seite entdeckt er Antigone. Blass sieht sie aus und noch viel magerer als sonst. Die grünen Augen aber sprühen Funken. Es ist ein Feuer, das wie Fieber wirkt, und krank.

„Menoikeus ...“ Haimon fürchtet seinen Bruder nicht. Die Kälte aber in den Augen lässt ihn frieren. „Warum nimmst du diese Frau in Schutz? Sie ist ja meine, und nicht deine.“ Menoikeus legt seine freie Hand auf Antigones Arm. Sie tauschen einen Blick. „Wie sehr, mein Bruder, täuschst du dich!“, sagt Menoikeus. „Doch das wird sie dir selbst erklären.“ Antigones Miene und Haltung verraten Eile und Unrast. Sie zupft am Umhang des Befreiers. „Später“, murmelt sie, doch ohne dabei Haimon anzusehen. „Nur eines jetzt“, sagt Menoikeus. Noch immer hält er Haimons Schulter fest im Griff. „Ich muss es wissen, Haimon:“ – Er sieht ihn fest und fragend an – „Hast du nach Vaters Wunsch gehandelt? Und auch die Lüge kam von ihm?“

Haimon legt seine Hand auf die des Bruders. Dann treffen sich die Blicke. „Du weißt, dass ich ein guter Zweiter bin“, sagt Haimon leise. „Heute diene ich Vater, später dir. Ihr werdet sehen, dass ich nützlich bin.“ Der Griff von Menoikeus wird sanfter. „Das musst du nicht“, entgegnet er fast tonlos.

Der Blick, den jetzt die Brüder tauschen, geht tiefer, als ein Außenstehender erkennt. Er rührt an Unheil im Verborgenen, das fester aneinander bindet als Blut und Bruderliebe. *Alles muss ich ...*, sagt dem Bruder Haimons Blick, *seit jener Nacht des vollen Mondes*. Es ist vergeben und vergessen, entgegnet ungeduldig Menoikeus. Du hast es selber wieder gut gemacht.

Der Augenblick geht rasch vorüber. Und Menoikeus nimmt seine Hand von Haimons Schulter. „Jedoch vor allem, Bruder“, sagt er fest und ernst: „Prüfe, welchem Ziel du dienst. Denn Diener eines bösen Ziels verfallen den Erinyen wie die Täter.“ Dann wendet er sich ab. Er hält die Hand für Antigone hin und sagt ihr hastig: „Komm!“ Sie aber steht wie angewachsen. Sie deutet hinunter, vor die Mauern und das Tor. „Der Mörder!“, schreit sie schrill. „Da ist der Mörder meiner Schwester! Seht: Tydeus! Er ermordete Ismene!“

Der Eine und die Fünfzig

Antigones Schrei ist laut wie Donnerhall. Ganz Theben hört ihn, ebenso die Krieger der Argiver. Haimon und Menoikeus sehen zuerst, wohin ihr Finger klagend zeigt. Tydeus allein, der starker Krieger mit dem kahlen Kopf, naht sich dem Tor des Kadmos. Er trägt das Weiß des Unterhändlers, zugleich jedoch den Schild und eine Lanze kampfbereit.

Haimon verliert die Fassung, als er Antigones Klage hört. Er kennt die Wahrheit besser als die anderen: Ismene war tatsächlich draußen. Und allein. „Tot?“, schreit er laut. „Prinzessin Ismene ist tot?“ Er zögert nicht, Befehl zu geben: „Öffnet das Tor und fasst den Mörder!“

Menoikeus hat Antigone zu spät die Hand über den Mund gelegt. Besorgt steht er und schaut hinüber zu den Zelten. Adrastos ist noch bei den Pferden. Er hat sich umgewandt. Areion nähert sich ihm anmutig, aus freiem Willen, und schnuppert spielerisch an seiner Hand. „Frieden, Adrastos“, murmelt Menoikeus. „Wir müssen Frieden schaffen.“

Er greift nach Antigone und zieht sie mit sich fort. Als er zum Königspalast hastet, begegnet ihm sein Vater. „Menoikeus! Was tust du?“, fragt Kreion ärgerlich. „Antigone ist unsere Feindin. Sie und ihr Bruder sinnen auf Verrat.“ Menoikeus bleibt nicht stehen. Da tritt ihm Kreion in den Weg. „Menoikeus!“, droht er. „Es ist ein Loch in Thebens Mauern! Antigone weiß mehr davon! Sie lässt die Feinde in die Stadt. Sie ist, wenn du so willst, nicht besser als das Pferd von Troja.“

*Sie ist die Wächterin
von Thebens Mauern.*

Antigone hört nicht zu und Menoikeus will schweigen. Dann aber drückt er fest und hastig Kreions Hand. „Lass mich jetzt gehen“, fordert er. „Noch heute Sorge ich dafür, dass Thebens Mauern ewig stehen.“ Dann eilt er weiter. Kreion schaut ihm nach. Ihm ist, als habe er es donnern hören. „Du meinst ...“, stammelt er, „du meinst ... so wie ... der Seher ... sagte?“

Das Siebentorige Theben ruht sicher
in seinen Mauern,
doch nur, wenn des Königs Sohn
für das Leben der Stadt
in den Tod geht.

Der Spruch liegt plötzlich in der Luft. Das Donnern kehrt noch einmal wieder. Dann aber ist nichts anderes mehr zu hören als Kampfgeschrei und Waffenklirren. Da löst sich Kreion aus der Starre, in die ihn das Orakel bannte. Er eilt zum Tor und auf die Mauer. Und sieht, was er, wenn er es nicht sähe, wohl niemals glauben würde.

Tydeus, der Keiler von Kalydon, kämpft, wie es sein Name sagt. Schon liegen zwölf Thebaner tot im Gras. Und er fährt fort in wilder Raserei. Er zeigt noch keine Müdigkeit und keine Schwäche. Er ist noch nicht einmal verwundet. Er hat die eigenen Waffen weggeworfen. Mit bloßen Händen wehrt er jeden Angriff ab. Dann greift er zu, entreißt dem Gegner seine Lanze. Er dreht sie um und tötet jeden Feind mit seiner eigenen Klinge.

Schon fällt der zwanzigste, der dreißigste und vierzigste. Es ist entsetzlich anzusehen. Kreion auf der Mauer stöhnt. Haimon aber packt sein Schwert. „Vater“, sagt er, „das sehe ich mir nicht mehr länger an.“ Da tritt ihm Kreion in den Weg. „Nein, Haimon, warte!“, sagt er streng. „Wohin willst du gehen?“ Und Haimon lässt sich halten. „Wohin ich gehöre, Vater“, sagt er. „In den Kampf. Und wenn es sein muss, in den Tod.“

Sein Vater schreit laut auf. „Das tust du nicht!“, ruft er. „Du weißt, du bist kein Kämpfer! Das fehlte noch, dass du dich töten lässt.“ Er hebt den Arm und zeigt hinüber zum Palast. „Eteokles jedoch“, sagt er, „sitzt unbewegt auf seinem Thron und wartet wohlbehalten auf das Ende.“ Haimon zögert. Dann schiebt er das Schwert zurück in die Scheide. „Ich dachte doch“, sagt er, „du müsstest ohnehin ... von uns ... den einen ... opfern.“

Das Siebentorige Theben ruht sicher
in seinen Mauern,
doch nur, wenn des Königs Sohn
für das Leben der Stadt
in den Tod geht.

Kreion schaudert. Schon wieder klingt die Prophezeiung. „Menoikeus gab sein Wort“, sagt er, „das Loch für mich ... zu schließen ... Ist er denn nicht der Erste, Haimon?“ Haimon zuckt zusammen, als unten der fünfundvierzigste der Krieger schreit und stirbt. „Jedoch, Vater, im Falle eines Opfers ...“ Er traut sich kaum zu sprechen. „Du wirst Menoikeus doch ... bewahren wollen.“

Lieber als mich ...

Du hast ihn lieber als mich ...

Kreion sieht den zweiten Sohn mit warmem Blick. „Du irrst dich“, sagt er sacht. So freundlich hat er nie gesprochen. „Was glaubst du denn, warum ich damals log und Mutters Zorn ertrug, der dich sonst leicht vernichtet hätte?“ Haimon steht verloren vor dem Vater. Er ringt um Fassung, so mühevoll, dass er kaum atmen kann. „Haimon“, sagt Kreion, „in meinem Herzen bist du stets der Erste. Und weißt du auch, warum?“ Haimon unterdrückt ein Schluchzen.

„Als ihr geboren wurdet, du und Menoikeus, da feierte man, wie es an Mutters Hof so üblich war, den Ersten als den Erben. Der Zweite aber, *du*, lagst unbeachtet. Ich kam damals zu spät und sah, dass Mutter und Menoikeus in einer Schar von Gratulanten standen. Ich hielt mich fern und trat zu dir. Du hast mich angesehen und hast ... *gelächelt*. Ich nahm dich auf und von da an ... warst du mein erstes Kind, was auch die anderen dachten.“

Haimon lächelt und dieses Lächeln hat keine Ähnlichkeit mit Grinsen. Er wartet, dass sein Vater ihn umarmt. Doch dazu kommt es nicht. Denn unten vor den Toren stirbt nun der neunundvierzigste der Krieger und Tydeus packt den fünfzigsten im Nacken. „Höre, Eteokles, du, der sich König nennt!“, ruft der wilde Krieger laut. „Und du, Kreion, der sich nicht scheut, im Frieden einen Mann mit fünfzig Kriegern zu bedrängen!“ Er lacht und schüttelt seine Beute.

Kreion aber greift nach Haimons Arm und starrt hinab auf all die Toten. Der Platz vor Thebens Tor hat so viel Blut getrunken, dass kleine Seen, funkelnd rot, im Licht des Sonnenwagens glänzen. „Du bist ein Mörder, Tydeus!“, brüllt Kreion von der Mauer. „Gewiss!“, schreit er zurück. „Und du?“

„König!“, fleht der Mann, der Tydeus in den Händen hängt. „So hilf mir doch, dass dieser Wilde mich verschont!“ Tydeus lacht wieder. „Dein König hilft dir nicht“, ruft er. „Jedoch, sei ruhig, ich lasse dir dein Leben. Damit du heimkehrst und berichten kannst: Selbst fünfzig waren nicht genug, um Tydeus zu bezwingen.“ Er lässt den Krieger fallen, wischt seine Hände ab und geht davon wie nach getaner Arbeit.

„Verfolgt ihn!“, will schon Kreion schreien. Da hebt Haimon den Arm und weist voraus. Ein Mann auf einem Rappen reitet langsam aus dem Lager. Ihm folgen alle Krieger der Argiver. Kein weißes Tuch ist mehr zu sehen. Die Waffen rufen: Krieg. „Das Tor zu!“ Kreion brüllt. „Es ist so weit: Wir müssen uns verteidigen!“

Die Totenfeier

Am Abend brennen auf der Mauer Feuer. Die Krieger Thebens halten Wache. Der König aber, Kreion auch und Haimon haben das Volk versammelt, dort, wo Teiresias, der Seher, bestattet werden soll. Eteokles trägt Schwarz und dazu Thebens Krone. Dass neunundvierzig Krieger fielen, hat ihn gebeugt, nicht aber umgeworfen. Dass Theben nun in offenem Krieg mit Argos lebt, trägt er wie eine fremde Bürde.

Die Rede, die er hält, sagt wenig von Teiresias. Eteokles erzählt von Oidipous und seinem Mühen um die Stadt. Von seiner Ehrlichkeit, die ihn nicht hinderte, das Unheil, als er es erkannte, vor allen Edlen offen darzulegen. Und fortzugehen, damit das Wohl der Stadt nicht

unter seinem Frevel leide. „Er ging, damit ihr *uns* behaltet“, fährt er mit Nachdruck fort, „Kinder, die zugleich Geschwister sind, von vierfach königlichem Blut.“

Die Thebaner hören stumm, besorgt und grimmig zu. Sie trauern und sie fürchten sich. Der Kampf des Tydeus hat der ganzen Stadt den Mut genommen. „Dein Bruder ist an allem schuld!“, ruft aus der Menge eine Frau. „Und du!“, ergänzt ein alter Mann. „Wenn du den Bruder nicht vertrieben hättest, so stünden heute keine Heere vor den Toren.“

Eteokles sieht hilflos aus. Doch Kreion gibt ein Zeichen. Da packen seine Diener die Frau und auch den Mann und zerren sie davon. „Herr“, flüstert scheu ein Junge. „Wohin bringt man sie?“ Kreion tritt nahe vor die Menge. „Dorthin“, sagt er, „wo sie bedenken können, ob es wohl recht ist, Königen zu widersprechen.“ Er hebt die Hand und deutet auf den Jungen. „Und du willst wohl der Nächste sein?“ Der Junge zieht sich Schritt für Schritt zurück. „Verzeih, Herr“, bittet er nervös. „Ich habe keine Frage.“

Kreion stellt sich neben seinen Neffen und klopft ihm stärkend auf die Schulter. „Siehst du, mein Sohn“, sagt er ihm väterlich. „So leitet man das Volk.“ Er wendet sich an alle. „In einem“, ruft er laut, „hatte der Alte Recht.“ Die Menge wartet stumm. „Der Feind steht *vor* den Mauern. Da wird er bleiben. Es sei denn nur: wir öffnen Thebens Tore.“

Aus dem Hintergrund tritt Eurybates. Er wendet sich nur an Eteokles. „Mein König“, sagt er, „was bedeutet das?“ Eteokles vergibt die Chance. Bevor er sich besinnt, fährt Kreion bereits fort. „Dieser Seher“, ruft er in die Menge, „sprach es aus. Die Mauern Thebens können sicher sein. Das eine Loch, das sie noch haben, schließt durch ein Opfer der, der würdig euer König wäre!“ Er wartet und schaut Haimon an.

Willst du nicht für mich reden?

Doch Haimon steht gebeugt und sieht nicht auf. Er ist tief in Gedanken. Da wiederholt der Vater den Spruch des Sehers selbst.

Das Siebentorige Theben ruht sicher
in seinen Mauern,
doch nur, wenn des Königs Sohn
für das Leben der Stadt
in den Tod geht.

Der Spruch ist lauter noch als Kreions Stimme. Wie Donnerrollen klingt es durch die Abenddämmerung. Es scheint, dass seine Macht von dort kommt, wo das Grabmal für den Seher offen steht. Unruhe packt die Menge. „Ein Opfer“, flüstern sie. „Ein Menschenopfer hat es lange nicht gegeben.“ Ein Name wandert durch die Reihen. Iphigenie. *Wie Iphigenie – für guten Wind.*

„Das Opfer wurde schon gebracht!“, ruft Kreion. Erschrocken blickt da Haimon auf. Er hebt die Arme flehend und geht auf seinen Vater zu. „Vater“, murmelt er. „Das weißt du nicht ...“ Doch Kreion achtet nicht auf ihn. „Mein erster Sohn“, ruft er, „Menoikeus, hat heute schon das Loch geschlossen.“ *Menoikeus* ... Iphigenies Name ist vergessen. „Menoikeus“, murmeln und rufen die Thebaner.

„Ihr ruft vergeblich seinen Namen“, sagt Kreion. „Er ist tot. Er hat getan, was uns der Seher sagte. Und ich, sein Vater, ließ ihn gehen. Denkt an den Spruch: Muss nun nicht ich der

König sein?“ Eteokles und Eurybates schaudern. „Wie kann denn einer König sein, der seinen eigenen Sohn für seine Ehre opfert?“, fragt Eteokles. „Ein Opfer muss ja wehtun“, erwidert Haimon wie im Traum. „Ein wahres Opfer muss ... unendlich wehtun ... So hat der Seher es gesagt ...“ Er hat den letzten Schritt zu seinem Vater nicht gemacht.

Eteokles' Gesicht verrät Entsetzen. „Und Menoikeus warf ein, es wäre falsch!“, ruft er. „Wie kann man Leben opfern?“, fragt an seiner Seite Eurybates. „Ein Leben, das wie alles Leben nicht uns gehört, sondern allein den Göttern?“ Kreion fasst nach seiner Kette. Apollons Anlitz schimmert fahl. Eteokles nimmt langsam seine Krone ab. „Wenn Menoikeus nicht wiederkommt“, sagt er, „dann sollst du diesen Reifen tragen.“ Er hält die Krone auf Armeslänge von sich weg. „Mit allen Lasten, die dazu gehören.“ Er blickt auf Haimon und den Schwiegervater. „Ich will sie dann nicht mehr.“

Das Grabmal ist verschlossen. Allein steht Kreion da. Dass Haimon fern im Schatten des Gemäuers steht, hat niemand, auch sein Vater nicht, bemerkt. Die Krone Thebens hat Eteokles auf einem Marmorsockel abgelegt. Und Kreion starrt sie an und streckt die Hände danach aus. Er greift aber nicht zu. Es ist, als ob er sich im letzten Augenblick besinnt.

Sein Leben lang hat er von ihr geträumt. Die Macht, die Herrschaft zu erringen und in Apollons Namen auf dem Thron zu sitzen. *Da ist sie, greifbar, Thebens Krone.* Er muss sie nur berühren. Wie schwer wird sie wohl sein? Von Lasten sprach Eteokles. Und unvermittelt wächst in Kreion eine Ahnung, dass nicht vom Krieg die Rede war, sondern, im tiefsten Sinn, von Opfern.

Eteokles und Polyneikes sieht er vor sich, sie waren starke, stolze Jungen. Wie anders wäre es gekommen, wenn er sie treu beraten hätte! Er denkt an seine Nichten, Ismene, Antigone. Warum hat er sie nicht wie Töchter in sein Haus genommen? Jetzt stehen alle gegen ihn. *Da liegt die Krone.* Wie ein Fluch.

Und Haimon? Haimon hat ihm treu gedient. Er hat getan, was immer Kreion von ihm wollte. Ob gut, ob böse, hat er nicht gefragt. „Haimon wird mir bleiben“, sagt Kreion leise vor sich hin. „Doch: dient er dem Ehrgeiz oder mir?“ *Haimon wird bleiben ...*, wiederholt sein Herz. Dann fällt er plötzlich auf die Knie und bricht in bittere Tränen aus. Und weiß, er weint um Menoikeus.

„Vater“, sagt in seinem Rücken die Stimme seines Sohns. „So höre, Vater: Von heute an wird Thebens Mauer auf ewig fest und sicher stehen.“ Kreion hebt den Kopf und dreht sich langsam um. „Mein Sohn ...“ sagt er und hebt die leeren Hände.

„Hören Sie auf!“ Ich weine schon seit einer Weile. „Bitte, hören Sie doch auf.“ Mutter hält mich längst im Arm. Die Lyra aber, sie klingt weiter. Sie hat kein Mitleid, keine Gnade. Ich weine, weil ich zu verstehen beginne. Die Bilder, die das Lied mir zeigt, haben Bedeutungen, vor denen ich mich fürchten muss.

Es könnte sein, dass ich mich irrte ...

Die Lyra verstummt endlich. Der Silberhaarige sitzt fern von mir und Mutter, auf einem Thron, der vorher noch nicht dagewesen ist. Sein Lied hat so mir wehgetan. Es würde mich

nicht wundern, wenn er mein Herz auf seinen Saiten hätte. Er sieht mich nicht und lächelt nicht. Es kommt mir vor, als wäre er in Wahrheit ganz woanders.

„Bedenke, Antigone“, sagt Iokaste: „Mich schmerzt das alles mehr als dich. Ich sehe es zum ersten Mal.“ Ich rücke von ihr weg. „Wollen wir streiten, wer von uns am meisten leidet?“, frage ich. Mein schwacher Widerstand hilft mir die Tränen hemmen. „Nein“, sagt Iokaste deutlich. „Wir stellen fest, dass wir nicht länger allein sind mit dem Schmerz.“ Ich nicke und ich spüre: Sie hat Recht. Und noch ein Zipfel meines Herzens kehrt leise zu mir wieder.

„Bei Artemis in ihrem Schloss floh ich vor *seinem* Lied“, erzähle ich und deute auf den Lyra-Spieler. „Die Strafe war der Tartaros. Wie kommt es da, dass er mir folgt, und sich die gleiche Strafe gibt wie mir?“ Der Silberhaarige hat nichts gehört. Nicht eine Miene ändert sich in seinem allzu makellosen Angesicht. „Nicht dir ist er gefolgt“, entgegnet meine Mutter. „Er spürte meine Tränen. Und stärker war sein Wunsch, mir Trost zu bringen, als seine Scheu vor Hades' dunklem Reich.“

Ich lache leise auf. „Du sprichst, als sollte *er* dich lieben ...“ Ich sehe wieder zu ihm auf und wieder sehe ich keine Regung. „Von allen ausgerechnet *er*.“ Iokaste wendet sich zum Fenster, das wieder schwarz ist, wie es immer war.

*Es war kein Abenteuer,
der schöne junge Mann,
es war die wahre Liebe.*

„*Er* ...!“ Endlich sehe ich die Wahrheit. „Der Fremde, den du liebtest, ist ... Apoll!“ Es ist sehr still. Dann klingt es, als ob eine Saite reißt. „Niemand darf es wissen“, fährt meine Mutter mir über den Mund. „Aber, Mutter! Ein Unsterblicher! Und ausgerechnet der, der Vater ...“ Da wendet sie sich gegen mich. „Merkst du jetzt, wie falsch es ist, den Gott von Delphi zu beschuldigen?“, fragt sie. „Er hat nur immer ... mich schützen wollen.“ Ich unterdrücke ein bitteres Lachen. „Das hat er nicht besser gemacht als ein ... *Mensch*“, bemerke ich.

Mutter hebt drohend die Hand gegen mich. Aber der Silberhaarige scheint noch immer nichts zu hören. „Und das Loch in Thebens Mauern?“, frage ich empört. „Es gab nur einen Ausgang in den Park“, sagt Mutter fest. „Dass daran ... *eine andere* ... weiterbaute, hat doch dein Meny klar bewiesen.“ Ich schweige unzufrieden. Noch immer will der Gott sich mir nicht stellen. Er überließ es anfangs Artemis. Jetzt lässt er meine tote Mutter sprechen.

*Zu denken, dass Iokaste,
die doch sterblich war,
in eines Gottes Armen lag
wie ich ...so gern ...
in Menys ...*

„Spiel weiter“, sagt Iokaste zu dem Silberhaarigen. Dass ich verwirrt bin, übersieht sie. „Bringen wir es hinter uns!“ Sie will mich hindern, die Neuigkeit noch tiefer zu bedenken.

*Als hätte ich die Schale,
doch längst noch nicht
den Kern entdeckt.*

Ich hebe meine Hände an die Ohren und überlege, ob ich fliehen kann. „Die Vorgeschichte nur“, höre ich mich sagen. „Ich wüsste gern, wie Haimon wurde, wie er war. Danach will ich ... von Meny sprechen.“

Es könnte sein, dass ich mich in ihm irrte ...

„Apollon spielt nicht, was die *Dienerin der Hera* ihm befiehlt“, bemerkt Iokaste in ihrer alten, harten Art. „Selbst wenn du seine Tochter wärst ...“ – Die tiefste Saite der silbernen Lyra klingt ... – „... was du *nicht* bist ...“ – ... und schweigt. „Nicht meine, aber deine Tochter“, mischt sich der Fremde erstmals ein. „Daher: ich glaube, dass ich ihr entsprechen kann.“ Mit langen Fingern spielt er einen Lauf von Tönen, die ein Gewebe malen, das ich kenne. Am Anfang meiner Suche hat Eros es gewoben.

Kantharis

Ich sehe wieder jenes ferne, fremde Land der Farben, Edelsteine und der Tänze. Ich sehe Blütenranken aus glitzernden Steinen. Schillerndes Türkis und Sonnengelb, Rot wie das letzte Licht des Tages. Blau wie das Herz des Feuers. Und ein Mädchen, das tanzt. Alles an ihr tanzt. Auf ihrem schwarzen Haar tanzen Sterne. Funken in ihren dunklen Augen. Auf ihrem Mund ein Lächeln. Ihr Körper ist in Schleier eingehüllt, die nach und nach verloren gehen. Das leichte Gewebe schwebt lautlos und bleibt in der Luft, bis einer der Zuschauer es glücklich erhascht.

Als meine Blicke den Bann besiegen, nur auf das tanzende Mädchen zu achten, erkenne ich, dass da ein Fest gefeiert wird. Das Mädchen ist unter Männern allein. „Aber das ...“, beginne ich widerstrebend. Mutter hebt die Hand. „Sei still“, sagt sie, „und sieh. Das ist das Land, das Kreions Frau regiert. Im Osten. Kantharis, die Schöne.“

Der zweite Blick sagt mir, dass die, die tanzt, nicht Iokaste ist. Die Augen sind nicht grün, die Lippen lächeln anders. Sie tanzt in einem Königssaal, um Tische, die vor Speisen bersten. Drinnen herrscht warmes, rötlich goldenes Licht. Draußen, vor den Fenstern, steht ein bleicher voller Mond am Himmel, das trügerische Licht der Hekate.

Die Männer, die ihr zusehen, sind mir fremd. So denke ich, bis ich den Blick zu einer Tafel hebe, die höher als die anderen steht. Und dort, zwischen trunkenen, lachenden Männern, sitzt träumend ein Junge in blutroter Seide. Er grinst und seine Haselnussaugen strahlen. Sie hängen unverwandt an der, die tanzt. „Haimon“, sage ich, als ich den Zauber überwinde, in den mich seine Augen ziehen.

*Nicht seine.
Sondern die, denen sie gleichen.*

„Das war wohl zu der Zeit, als Theben sich von seiner *Pest* befreite“, sagt Iokaste steif. Ich zucke zusammen. „So, Mutter, nennst du das, was uns geschah?“, frage ich zitternd. „So sprichst du von Vater und seinen Qualen, von uns und unserer Angst?“

Von dir und deiner Flucht ...

„Ich spreche von Kreion und seinen Söhnen“, sagt Mutter mit drohendem Unterton. Ich verstehe sofort: *An das andere rühre nicht!* „Kreion war in Theben“, sagt sie rasch, „und hatte

Haimon, der dich sehen wollte, nach Kantharis zurückgeschickt. Ich kann mir denken: Apollon zeigt uns hier das Fest zu Ehren Kreions, als dieser schließlich heimkam.“

Wie zur Bestätigung der Worte verändert sich das Bild, das uns die Lyra malt. Auf einmal ist es wieder Tag. Ich sehe eine Menschenmenge vor dem Schloss. Auf flachen Marmorstufen, die zum großen Eingang führen, steht Eurydike, die Königin von Kantharis. Dass sie nicht schön ist, sieht man kaum. So reich ist sie geschmückt. Zu ihren Seiten stehen ihre Söhne, links Haimon und rechts ... „Haimon ...“, sage ich. Ich schlage die Hände vor das Gesicht und wage nicht mehr hinzuschauen. „Menoikeus“, verbessert Mutter. „In Kantharis hat er sein Haar oft schwarz gefärbt. Denn alle anderen hatten schwarzes Haar.“ Mit sanftem Druck zieht sie mir meine Hände weg.

Ich zwingt meine Augen in eine andere Richtung. Von fern naht eine Wolke. Sie ist aus Staub und birgt in ihrem Inneren Reiter. Und einen Wagen, den ich einst in Theben sah. Es ist das kostbare Gefährt von Onkel Kreion.

Mit Hochrufen begrüßt die Menge Kreion. Eurydike jedoch steht steif. Sie wartet, bis er ausgestiegen ist und zu ihr auf die Stufen tritt. Dann lässt sie sich kühl küssen. „Eine weite Reise“, sagt Kreion. Er nickt den Söhnen zu und wendet sich ans Volk. Er spricht von seiner Freude, wieder in Kantharis zu sein, und von den Mühen, die ihn in Theben so lange aufgehalten haben. „Theben ist alt und grau“, schließt er. „Kantharis aber frisch und schön!“

Eurydike legt königlich die Hand auf seinen Arm. „Ich sehe, Kreion“, sagt sie, „du hast noch immer keine Krone.“ Ihr schmaler Mund verzieht sich spöttisch. Es ist das Grinsen, das bei Meny so gewinnend, bei Haimon provozierend ist. Bei ihr jedoch: nur *böse*. Kreion zuckt zusammen wie geschlagen. Das Volk hat jedes Wort gehört. Und lacht.

„Bei Ouranos und Gaia!“, rufe ich. „Warum muss sie ihn quälen? Nur weil er ... untreu war?“ Iokaste fährt zu mir herum. „Das war er nie!“, versichert sie mir brüsk. „Hast du vergessen, was ich dir erzählte? Er wollte immer alles richtig machen.“ Ich schlucke, was ich sagen will. „Du weißt, was Meny mir erzählte“, antworte ich stattdessen. „Von Hekate und einer schönen Frau und Eurydikens Rachedurst.“ Iokaste hebt die Schultern. „Das kommt mir wie ein Missverständnis vor“, meint sie und wendet sich dem Lyraspieler zu.

Wie zur Bestätigung der Worte verändert sich das Bild, das uns die Lyra malt. Ich sehe Kreions Schlafgemach. Er wechselt seine Kleider. Auch Haimon ist dabei. Nachdenklich sieht er zu. „Warum muss sie dich quälen?“, fragt er den Vater. „Du hast es nicht verdient.“ Kreion schlägt mit der Faust auf den Deckel der Truhe. „Aber die Krone“, sagt er, „die Krone von Theben hätte ich verdient!“

Haimon verschränkt die Arme vor der Brust. „Sie hätten sie dir geben sollen“, meint er und nickt dem Vater zu. „Wenn du wüsstest, Haimon“, sagt Kreion voller Eifer: „Ich habe in Theben gründlich aufgeräumt! Frager und Zweifler sind mir stets verhasst. Jetzt sitzen sie in den Verliesen. Die Schlimmsten aber mussten ... *sterben*.“

Die Tür geht auf und Menoikeus tritt ein. „Im Namen des Gottes, versteht sich“, bemerkt er kühl. „Was willst du damit sagen?“ Kreion fährt herum und seine Stimme bebt vor Zorn. „Nichts weiter, Vater“, sagt Menoikeus. „Doch wenn das Volk dich lieben soll, muss du es sachter führen.“ Kreion legt sich einen breiten Gürtel um. „Mich lieben?“, fragt er. „Wozu das?“

Haimon betrachtet beide voller Ärger. Es scheint ihm immer, dass sie, wenn sie miteinander reden, ihn weder sehen noch beachten. „Sie hätten dann Eteokles nicht als dem neuen König zugejubelt“, sagt Menoikeus. „Du hättest sie stattdessen rufen hören: *Wir wollen Kreion*.“ Er grinst den Vater freundlich an. „Womöglich hätte dann ... Eteokles verzichtet.“ Kreion lässt die Arme sinken. Es scheint, dass er die Worte ernstlich prüft. „Hör nicht auf ihn“, rät Haimon. „Wer fragt denn nach dem Volk?“ Sein Vater sieht ihn spöttisch an. „Zum Schein doch nur, du dummer Junge“, sagt er gereizt. „Verstehst du nicht: zum Schein!“

Haimon dreht sich um und geht. Das Knallen der Tür, die sich hinter ihm schließt, verrät seine Wut. Menoikeus lacht. „Vater, warum behandelst du ihn wie ein Kind? Er ist nicht einmal eine Stunde jünger.“ Kreion hebt seine Schultern. „Er ist mir zu brav“, sagt er knapp. Er ahnt nicht, dass hinter der ungestüm geschlossenen Tür noch immer Haimon steht und lauscht.

Die Musik wechselt das Tempo. Und wieder sehe ich ein neues Bild. Einer der beiden Jungen, von hinten kann ich sie nicht unterscheiden, läuft hinaus auf eine weite Wiese. Es scheint allein zu sein und weit und breit ist niemand sonst. An einem Baumstumpf bleibt er stehen und beschattet mit der Linken seine Augen. Die Rechte ist flach ausgestreckt, als warte sie, gefüllt zu werden.

Auf einmal höre ich Bewegung, wie leichter Wind zunächst, dann stärker. Es wird zum Donnern und dann ... *rasender Galopp*. Ich halte die Luft an, als ich sie sehe: eine Stute, so weiß wie der Schnee auf dem Parnass. Sie ist wild und sanft zugleich, ein Wirbelwind und eine sachte Brise. Ich kenne sie und habe sie doch nie zuvor gesehen. Mir ist, als sei sie mir verwandt. Vor dem Jungen bleibt sie stehen und ihre Schnauze ist es, die seine leere Hand nun füllt. Er lacht vor Freude, streichelt ihre Nase und klopft ihr zärtlich auf den Hals. „Andreia“, sagt er leise. „Keine ist schöner als du.“

Ich schreie leise. Andreia hat er sie genannt. „Aber sie ist ... so ganz anders ... als ich“, rufe ich unbedacht. Das Lyraspiel verklingt und Mutter sieht mich seltsam an. Auch sie ist tief betroffen. „Das ist der Name, den mir Meny gab“, erkläre ich. „Wie konnte er das tun, nachdem er diese Stute kannte?“ Da beugt sich unerwartet der Lyraspieler zu mir vor. „Er sieht, wie Götter sehen“, sagt er. „Ich finde, er hat Recht.“ Scheu lasse ich das Haar nach vorne fallen. „Wie sehen Götter?“, frage ich. „Und, Herr, was ist das für ein Pferd?“

Die Nähe hat nur einen Augenblick gewährt. Schon zieht er sich zurück auf seinen Thron, auf dem ich ihn nicht mehr erreiche. *Das Wesentliche*, würde Hera sagen, auf meine Frage, was die Götter sehen. Ich werde rot, denn so verstanden, kann ich mich über Apolls Antwort freuen.

Mutter hat das wunderbare Wort, das mir zuteil geworden ist, vielleicht nicht einmal wahrgenommen. Auf ihren grünen Augen liegen Schleier. Bilder und Träume einer anderen Zeit. „Du kamst auf dieser Schimmelstute“, sagt sie und sieht den Fernen an, „die weiß war wie der Schnee auf dem Parnass. Und als du fortgingst, hast du sie bei mir zurückgelassen. Ich ahnte nicht, dass sie noch lebt ...“ Die Lyra spielt Wirbel von Tönen und wir sehen Andreia, die Stute, allein. Sie fliegt im Galopp über Wiesen und Felder. Dann lösen sich ihre Hufe vom Boden. Sie galoppiert durch die Luft, durch Wolken und dann an der Seite des Sonnenwagens.

Ich ahne, wenn ich auf Iokaste schaue, dass sie den wilden Ritt der Lyra anders hört. Sie mag Apollon sehen, wie er zu ihr kommt, weil Artemis für sie gebeten hat. Sie mag den ersten Rausch des gegenseitigen Berührens und Erkennens wieder spüren, den kurzen Frieden und die Liebe, die besser nicht gewachsen wäre. Iokaste lächelt und mit ihren Armen umfängt sie ... *nur sich selbst*. Ich ahne, dass der erste Augenblick, als sie auf einmal vor Apollon stand, nicht anders war als zwischen mir und Meny.

*Es war kein Abenteuer,
der schöne junge Mann,
es war die wahre Liebe.*

Die Lyra schweigt. Das Pferd verschwindet. Ich ahne noch sein weißes Fell und seinen warmen Atem. Nun weiß ich, wer Andreia ist. Sie ist ein Sonnenpferd, eines der Lieblinge des Sonnengotts. Göttlich ist sie, nicht anders als Areion. Die beiden wären ein wunderschönes Paar, denke ich und Phoibos' Lyra sagt mir: ja.

Kreions erstes Opfer

Und wieder ändert sich das Bild. Ich sehe, dass der Kreis sich nun geschlossen hat. Da ist die Königshalle wieder, da sind Musik und Tanz und Haimons träumendes Gesicht. Dann ist der Tanz vorbei. Die Instrumente schweigen. Das Mädchen neigt sich und sucht lächelnd seine Schleier. Haimon springt auf und nimmt den roten Umhang ab. Er eilt hinzu und hüllt das Mädchen ein. „Was soll das?“, lärmten viele Stimmen. „Du dummer Junge! Wer wird den schönen Anblick so verderben?“ Haimon wird rot und legt dem Mädchen seinen Arm fest um die Schulter. „Nicht jeder soll sie sehen“, sagt er. „Nur ich.“ Da lachen sie ihn aus.

Das Mädchen ist mit ihm nicht einig. Sie müht sich von ihm loszukommen. Haimon jedoch hält immer härter fest. Schon stehen manche Männer auf. Bedrohlich gehen sie auf Haimon zu. Da aber öffnet sich die schwere Doppeltür und Kreion tritt herein. Er sieht gereizt und böse aus. Selbst die, die viel getrunken haben, verlieren ihren Mut und ziehen sich zurück.

„Du willst ein Mädchen, Haimon?“, fragt Kreion, ohne hinzuschauen. „Und musst sie dir erkämpfen?“ Er schüttelt ärgerlich den Kopf. „Du bist verlobt. Du wirst gefälligst warten“, befiehlt er dann. „Und wenn es sein muss, such dir eine Sklavin. Nicht aber wage dich an Mutters Nichte!“

Die Männer lachen leise. Die meisten haben es gewusst. Für Haimon aber ist die Nachricht neu. Das Mädchen lebt sonst nicht am Hof. Er hat sie nie gesehen. Zögernd löst er seinen Griff. Beschämt geht er davon und fühlt das Blut in seinen Adern kochen.

Er trinkt und wartet vor den Toren. Weder den Vater noch den Bruder will er sehen. Es geht ihm immer schlechter. *Zu brav*, sagte sein Vater? *Zu brav* und außerdem ein ... *Junge*? Dann, in der Tiefe dieser Nacht, als Haimons Zorn am höchsten lodert, schiebt sich das Mädchen durch die Tür. Sie hält sich nahe an den Mauern und huscht auf leisen Sohlen daran entlang. Haimon spürt den jähen Wunsch, sie gleich zu packen. Und ihr zu zeigen, dass er weder jung ist noch besonders *brav*. Jedoch er fürchtet, dass sie schreit. Er schleicht ihr lieber nach und hofft auf eine bessere Gelegenheit.

Das Mädchen, ihren Namen weiß er nicht, schlüpft schließlich durch die schmale Pforte, die in den Teil des Schlosses führt, wo Kreion seine Räume hat. Haimon folgt weiter, auch wenn

er sehr befremdet ist. Das Mädchen scheint zu suchen. Sie ist mit Kreions Räumen unvertraut, bewegt sich fremd und ängstlich. Dann öffnet sie die innerste der Türen.

Da steht das breite Bett der ersten Nacht der Königin mit ihrem Gatten. Haimon weiß, dass seine Eltern es seit langem meiden. Das Mädchen, scheint es, weiß es nicht. Sie flüstert leise: „Onkel Kreion ...?“ Zögernd tritt sie in das Zimmer. Das Licht der Hekate, kurz vor dem Sinken, wirft lange Schatten durch das Fenster. „Onkel Kreion, ich möchte mich bedanken ...“ Sie lässt die Tür noch offen und wisper: „Eurydike?“

Haimon weiß nicht, was er tut. Das Licht der Hekate scheint ihn zu ziehen. Er schiebt sich in das Zimmer. Er schließt die Tür und spricht dann in die Dunkelheit. „Hier bin ich, meine Nichte. Jedoch: Ich bin allein.“ Er spürt den jähen Schreck des Mädchens. Er sieht sie nicht, doch kann er ihre Schritte hören. Sie weicht vor ihm zurück. Er geht ihr nach. Er lauscht auf ihren Atem. „Du bist nicht Kreion“, sagt sie leise. Sie stößt im Rückwärtsgehen ans Bett. Mit einem leisen Schrei fällt sie darauf. Und Haimon, fast besinnungslos, darüber.

Ich kralle meine Finger in Mutters nackten Arm. „Das ...“, schluchze ich, „das ist, was Tydeus meiner Schwester tat.“ Mutter ist steif wie früher. „Sieh besser hin“, sagt sie mir rau. „Er ist ein Junge und betrunken. Der Keiler Tydeus war ein Mann!“ Ich aber wehre mich, das Bild an mich heranzulassen. Ich spüre nur die Angst des Mädchens, die wachsende Erregung Haimons, und dass er, während er noch ringt, schon weiß, dass er verlieren wird. Als sie zu schreien anfängt, legt er die Hand auf ihren Mund. Und nimmt sie nicht mehr fort.

Ich schaudere und ich verberge mein Gesicht an Mutters harter Schulter. „Das hat er mit mir auch gemacht“, gestehe ich, „am Abend, als er mich verhörte ...“ Mutter legt die Hand auf meinen Rücken. „Wie ich dir sagte: Er brachte dich nicht um.“

*In dieser Nacht noch nicht.
Gewiss jedoch dann später.*

Als ich der Lyra noch einmal erlaube, mich in die Bilder, die sie webt, hineinzuziehen, steht Kreion in der Tür des Hochzeitszimmers. Die Fackel hält er hoch und sieht den Sohn, besinnungslos, und neben ihm das tote Mädchen.

In diesem Augenblick sehe ich den strengen Kreion sterben. Gewiss, nach außen bleibt er stark. Jedoch mit einer Klarheit, die ich nie besaß, weiß ich, dass Kreions Seele flieht. Er sieht, dass nach Apollons Recht Haimon, sein Sohn, verloren ist. Das Mädchen ist ja keine Sklavin, sie ist von königlichem Blut. Und er kennt Eurydike und weiß, sie wird es nie verzeihen.

Kreion handelt gegen alles, was ihm heilig ist. Er nimmt das tote Mädchen in die Arme und trägt sie heimlich aus dem Schloss. Allein und in der Dunkelheit vergräbt er sie an einem Ort, den er am Morgen selbst nicht wiederfände. Im ersten Licht des Tages weckt er den Sohn und mahnt ihn ernst, zu schweigen.

Eurydike, die Königin, jedoch erfährt von einer Dienerin, dass ihr Gemahl in jener Nacht das Hochzeitszimmer mit einem Mädchen auf dem Arm verlassen hat. Er habe sie voll Leidenschaft gehalten und voller Zärtlichkeit geküsst.

„Hekate“, sage ich. „Sie log im Namen Hekates.“ Iokaste ist das Lied nun gründlich leid. „Sie sah etwas und wob daraus ein Lügenbild“, meint sie. „Und Kreion trug die Klage wegen

Ehebruchs statt Haimon wegen Mords.“ Ich atme tief. Es ist mir allzu ungewohnt, für Kreion anderes zu fühlen als nur Hass. Was er jedoch für Haimon tat, ob richtig oder falsch, war jedenfalls ein Opfer. „Und Meny?“, frage ich. „Ob er die Wahrheit wusste?“

Von der Lyra kommt ein schriller falscher Ton. Hast du vergessen, was du sahst?, fragt sie und wieder höre ich Apollons Stimme: „Meny sieht, wie Götter sehen.“ *Das Wesentliche*, sagt mir Hera.

„Genug von Kantharis!“, ruft Mutter. „Das Leid um Theben ist mir näher.“ Sie sieht mich mahnend an. „Du wolltest jetzt von Meny sprechen“, sagt sie. „Erzähle: Was geschah an jenem Tag, an dem mein Bruder dann ... *sein zweites Opfer* brachte?“

Was geschah ... Ich spüre, wie mir die Geschichte im hellen Licht Apolls zerbricht. Ich ahne jetzt, dass ich mich irrte. Wie eine Wunde, schlecht verheilt, am Ende wieder aufbricht und neu schmerzt, so geht es mir mit Meny. Aber noch immer verstehe ich nicht, wie.

Es könnte sein, dass ich mich irrte.

„Ich erzähle so“, sage ich zögernd, „wie ich es damals sah. Es scheint mir jetzt ... *verkehrt*.“

Ruinen

„Lass mich jetzt gehen“, sagt Menoikeus. Er schüttelt Kreions Hand von seinem Arm. „Noch heute Sorge ich dafür, dass Thebens Mauern ewig stehen.“ Seit Meny mich befreit hat, nach einem Tag und einer Nacht Gefangenschaft, bin ich nicht wirklich ich. Ich habe nicht geschlafen. Die Bilder von Ismene quälen mich. Und mehr noch: was mir Haimon tat. Ich habe Meny nicht alles gesagt. Nichts von Haimons wirrem Wunsch.

*Mein Sohn, Antigone:
Er wird einmal der Erste sein.*

Als Meny seinem Vater das Versprechen gibt, höre ich nicht richtig hin. Ich will, dass er mich zu Ismene bringt. Ich habe es verzweifelt eilig. Ich fürchte, dass sie leicht den gleichen Weg wie Mutter geht. Ein Donner rüttelt mich aus meinem Wahn. Aus heiterem Himmel klingen da die Worte, die Teiresias an seinem letzten Morgen sprach.

Das Siebentorige Theben ruht sicher
in seinen Mauern,
doch nur, wenn des Königs Sohn
für das Leben der Stadt
in den Tod geht.

Ich klammere mich an Menys Hand. „Du bist es nicht“, betone ich. „Du bist kein Sohn des Königs.“ Meny sieht mich von der Seite an. „Nein“, sagt er ruhig. „Doch ich will König werden.“ Ich höre wieder meine Brüder. Sie haben einander in die Augen gesehen und haben geschworen.

Bruder, ich will König sein.
Doch niemals, Bruder, dein Feind
noch dein Mörder ...

Oder war es anders?

Bruder, ich will König sein.
Doch niemals, Bruder,
falle ich dir in den Rücken.

„Nein!“, sage ich zu Meny. „Das würde ich dir nie verzeihen.“ Ich hole Luft und füge hart und klar hinzu: „Menoikeus.“ Er sieht betroffen aus. „Schwere Worte“, sagt er, „*Antigone*.“ Wir laufen zusammen zum Frauenflügel und geradewegs in meine kleine Kammer. Sobald wir da sind, schließt uns Meny ein.

Der Pfau sieht uns entgegen. „Geh auf“, sagt Meny zu dem Marmorboden in der Ecke. Der Pfau reckt seinen Hals und schlägt ein Rad. In dessen Schatten, gerade da, wo ich Iokaste einmal fliehen sah, entsteht ein Loch. Der Marmor weicht und wie der Schacht, den ich bei den Ruinen fand, gähnt uns ein tiefer Schlund entgegen. „Gut“, sagt Meny und tritt mit großen Schritten an das Loch. Ich folge, weniger entschlossen.

Auf einmal dreht sich Meny nach mir um. Er drückt mich fest an seine Brust. Ich spüre, dass er zittert. „Was sagtest du, Andreia?“, fragt er leise. „Dass wir nicht sterben können?“ Ich nicke und ich finde bei ihm Trost für die vergangene Nacht. „Und unsere Liebe?“, fragt er weiter. Ich besinne mich, bevor ich eine Antwort gebe. „Nein“, sage ich. „Auch unsere Liebe nicht.“

Am diesem Tag erkunde ich das Loch in Thebens Mauern. Der enge Schacht ist furchtbar. Es gibt kein Licht und nicht den Schimmer eines Endes. Wie ich durch diesen Tunnel ohne Meny ginge, weiß ich nicht. Beim Abstieg ist er mir voraus, damit er mich, sobald ich falle, fangen kann. Dann folgt ein gerades Stück. Als Drittes dann der Aufstieg, der irgendwann in meine Grotte führen muss. „Du zuerst“, sagt Meny. „Ich stütze dich von hinten.“ Ich will nicht, dass er ahnt, wie schwach und kraftlos ich mich fühle. Mühsam beginne ich zu steigen. Stufe um Stufe hinauf ins schwarze Nichts. Nur manchmal ahne ich den Pfau.

Wir steigen endlos, wie mir scheint. Auf einmal packt mich kalte Angst. „Wir hätten meine Grotte längst erreichen müssen“, flüstere ich. „Was, wenn sie ... nicht mehr ... da ist? Was, wenn das Loch ... um uns ... geschlossen ist?“ Ich fühle Menys Hand an meiner Hüfte. „Wir sind gleich da“, verspricht er fest. Ich frage mich, wie er es wissen kann.

Zehn Stufen weiter gebe ich auf. So sehr ich will, die Knie sind zu weich, die Beine weigern sich, mich noch zu tragen. Der Moderdunst macht, dass ich würgen muss. Mit einem Seufzer falle ich und bleibe hilflos liegen. Als Meny mich behutsam aufhebt, weine ich vor Wut über die eigene Schwäche. „Mein Retter auf dem weißen Pferd“, flüstere ich. „Ich wollte, ich hätte das nicht nötig.“

Meny legt mir seine Hände ums Gesicht und sieht mir in die Augen. „Andreia“, sagt er, trotz der Eile zärtlich, „ich weiß, du musst am Ende sein. Gib es doch zu.“ Ich halte staunend still. Etwas in seinem Blick, in seinem Ton, sagt mir, dass ich bei ihm zu Hause bin. „Du weißt, ich bin kein Held“; fährt Meny leise fort. „Warum glaubst du, du müsstest eine Heldin sein?“

Die letzten Schritte trägt er mich. Ich kann endlich die Augen schließen und überlasse alles ihm. Er findet bald darauf die Gipswand und den Durchschlupf und schiebt mich sacht hindurch. Er wickelt mich in seinen Umhang und legt mich auf mein Lager. Ich finde alles

unverändert. Der Pfau neigt sich vor meiner Hera. „Wir müssen weiter“, murmele ich. „Gleich“, sagt Meny. „Zuerst jedoch will ich erkunden, wie es steht.“ Mit diesen Worten läuft er fort. Ich bin ihm dankbar für die Pause und kuschele mich zurecht.

Ich muss kurz eingeschlafen sein. Als Meny wiederkommt, bin ich benommen. „Andreia“, sagt er hastig, „hast du hier jemanden gehört?“ Ich reibe mir die Augen. Ich weiß nicht, was er meint. Er sagt, er habe Spuren auf dem Pfad gefunden, die weder meine noch die seinen sind. Ich will viel eher wissen, wie unten jetzt die Lage ist. Sein Gesicht wird ernst und dunkel. „Tydeus tötet einen nach dem anderen“, sagt er bitter. „Es wäre klug gewesen zu verhandeln.“ Ich setze mich und starre ihn wütend an. „Mit einem *Mörder*?“ Er lächelt müde. „Andreia, sag mir einen Krieger, der nicht zugleich ein Mörder ist.“

Ich denke wieder schmerzlich an Ismene. „Können wir jetzt weiter?“, frage ich. Ich bin erleichtert, dass er mir die Bilder, die der Pfau mir brachte, glaubt. Nicht einmal hat er meine Worte unterbrochen, als ich von Daphnes Garten sprach. Am Ende hat er sein Geleit versprochen.

Meny nickt und hilft mir aufstehen. Ich halte ihm den Umhang hin. Er aber winkt nur ab. Er geht voraus und weist mich an, ich solle leise und behutsam sein. Wir schieben uns ans Licht und steigen stolpernd den steilen Pfad empor, der zur Ruine führt. Die letzten Schritte gehe ich an Menys Hand. Dann stehe ich erneut auf den zerbrochenen Steinen, die einst der Königssaal des Kadmos waren. „Da hinten ist der Weg“, sage ich und zeige mit der Hand, „den auch das Heer gekommen ist. An seiner Seite liegen Daphnes Garten und ihr Haus.“

Meny winkt mir, still zu sein. Er eilt zur nächsten halb verfallenen Mauer. Ich stütze mich auf eine Fensteröffnung. Er steht und lauscht. Ich spüre seine Spannung. Ich höre aber nichts Verdächtiges. „Da ist nichts“, sage ich. Da springt ein Schatten auf ihn nieder.

Es ist ein Krieger, schwarz gekleidet, mit einer roten Schärpe. Schaudernd erkenne ich den Sohn des Hades, Kapaneus. „Du Hund!“, zischt er und legt die Hände wie Bärenkliefer fest um Menys Hals. Ich schreie und versuche ihn zu hindern. Meny liegt still. Er wehrt sich kaum. Der Krieger lässt nicht locker. Nur einmal löst er seine Rechte von Menys Hals und schlägt nach mir. Er trifft mich im Gesicht. Ich falle rückwärts. Und stehe nicht mehr auf. Durch dunklen Nebel sehe ich Menys Todeskampf.

Er müsste sich doch wehren ...

Ich bin kein Krieger, hat er mir gesagt. Ich sehe: Es ist wahr. Zum Schmerz kommen die Tränen. Ich bin beinahe blind. „Meny, bitte ...“, flehe ich. Er horcht. Mit einer raschen Wendung kommt er frei. Vielleicht hat Kapaneus nicht mehr damit gerechnet. Vielleicht auch, denke ich, will er mit seinem Opfer spielen.

Meny rennt. Er achtet nicht auf mich. Er flieht aus Kadmos' Thronsaal und hastet weiter durch Ruinen. Kapaneus lacht laut und setzt ihm nach. Die Angst um Meny treibt mich auf die Beine. Obwohl ich fast bewusstlos bin, kann ich mich weiterschleppen. Ich taste mich von Wand zu Wand. Ohne die Mauern fiele ich. Ich höre Schritte, höre Meny stöhnen. Dann schreit der Krieger Kapaneus vor Zorn. „Du?“, brüllt er außer sich. „Du elender Ver ...“ Das letzte Wort bleibt ungesagt. Er röchelt und es klingt wie Donner.

Ich bleibe zitternd stehen. Bei dem Gedanken, dass Meny gefallen ist und ich allein mit Kapaneus zurückgeblieben bin, sinke ich in die Knie. Der Nebel trübt mir wieder das Bewusstsein. Ich träume von dem Kampf, den ich nicht mehr verfolgen kann. Es ist ein Zweikampf und zugleich der Krieg der Heere.

Ich höre Männer schreien, Waffen klirren und immer wieder Menschen sterben. Es geht um Theben, meine Stadt. Doch niemand bleibt hier Sieger. Ich sehe meine Brüder und sechs der sieben Heeresführer sterben. Adrastos ist der Einzige, der überlebt. Und über eine totenstarre Stadt wird Onkel Kreion König ...

Der Nebel lichtet sich. Der Schmerz, der mich betäubt hat, weckt mich wieder auf. Noch kann ich mich nicht rühren. Doch weiß ich wieder, wo ich bin. Ich kralle meine Finger in die raue Wand. Ich höre in der Nähe Stimmen. Im nächsten halb verfallenen Raum, gleich hinter meiner Mauer, sprechen zwei Männer leise. Ich lausche voller Hoffnung, der eine könnte Meny sein.

Meny, wo bist du?

Mein Herz macht einen Sprung. Der eine, der da spricht, ist ohne Zweifel Meny. „Du hast um meinetwillen einen von deinen Freunden umgebracht“, sagt er und klingt verlegen. „Er ist mir nachgeschlichen“, sagt die zweite Stimme. Auch sie erkenne ich sofort. Sie ist mir lieb und noch vertrauter als die meines Gefährten. „Polyneikes“, murmele ich. Ich denke nicht daran, dass ich mich zeigen könnte. Ich staune nur und frage mich, ob ich noch immer träume.

„Ich wollte nochmals durch das ... *Loch*“, erzählt mein Bruder ruhig. „Doch als ich merkte, dass Kapaneus mir folgte, verbarg ich mich und war entschlossen, ihn zu töten. Dass er dich jagte, kam hinzu.“ Ich bin jetzt froh, dass er von mir nichts weiß. Wie kann er daran denken, sich in die Stadt zu schleichen, wenn Tydeus fünfzig unserer Krieger mordet?

Ich weiß, dass Meny ähnlich denkt. „Wem bist du treuer?“, fragt er kühl. „Den neuen Freunden oder den Gefährten deiner Kindheit?“ Ich kann mir denken, dass Polyneikes diese Frage übel nimmt. Zum meinem Staunen aber bleibt er ruhig. „Ja“, sagt er, „das ist die Frage. Wie, wenn ich meinen Bruder nun bereden will, dass wir zusammen fliehen?“ Der Nebel um mich wirbelt auf.

Mein Bruder, sollte das noch möglich sein!

Meny teilt meine Hoffnung nicht. „Ja, flieh“, sagt er. „Doch zähl nicht auf Eteokles. Wie, glaubst du, wird er dich empfangen, nachdem sich seine Frau für dich entschieden hat?“ Mir wird schon wieder übel. An Chloe habe ich nicht mehr gedacht. „Ach, Frauen!“, ruft mein Bruder. „Als ob es noch um Liebe ginge!“

Ich drücke mich verzweifelt an die Mauer. Die Absage des Bruders an die Liebe tut mir weh. Ich fürchte sehr, dass Meny zustimmt. „Ich glaube“, sagt Meny langsam, „dass Liebe länger lebt als alle Kriege, als Ehrgeize und Wünsche. Und länger als der Hass.“ Ich kann meinen Bruder scharf ausatmen hören. Dann aber lacht er leise. „Weißt du, von wem Antigone den ersten echten Kuss bekam?“, fragt er.

Nein, will ich schreien, *nein, das sagst du nicht!* Doch immer noch kann ich mich nicht entschließen, vor meinem Bruder mich zu zeigen. Ich fürchte auch, er würde mich nicht zu Ismene gehen lassen. „Wenn sie will, wird sie es sagen“, entgegnet Meny kühl. „*Ich* war es,

der sie küsste“, sagt Polyneikes, der die Warnung nicht versteht. „Denn Drachenbrut gehört zu Drachenbrut. Wusstest du nicht: Wir haben nicht einmal ein Herz?“

Vor allem hast du keine Ahnung, denke ich, vor Tränen blind. „Vor allem hast du keine Ahnung“, sagt Meny und ich weiß, dass er Verachtung vortäuscht, um Verzweiflung zu verbergen. Mein Bruder jedenfalls verliert die Lust an diesem Thema. „Wirst du mich hindern, durch den Gang zu gehen?“, fragt er Meny mit leisem Drohen. „Ich?“, fragt ihn traurig Meny. „Glaubst du denn, ich könnte es?“ Polyneikes lacht. „Wohl kaum“, sagt er. „So lass mich also gehen.“ Ich hoffe still, dass Meny damit einverstanden ist.

Doch Meny überrascht mich. „Geh nicht“, sagt er. „Es ist gefährlich. Lass lieber mich für dich mit deinem Bruder reden.“ Ich höre Polyneikes staunen. „Das tätest du?“, fragt er. „Für eine Gegenleistung“, entgegnet Meny deutlich. Ich überlege, was er meinen könnte.

*Ist dies der rechte Augenblick,
bei meinen Brüdern um mich anzuhalten ... ?*

„Was kann das sein?“, fragt Polyneikes. „Nur eines“, sagt Meny. „Ich muss mit deinem Schwiegervater reden.“ *Adrastos*, denke ich und bin in Sorge. Ich denke an Areios und Menys heißen Wunsch, ihn zu entführen. „Adrastos?“, sagt mein Bruder. „Wie kommst du denn auf den?“ Darauf hat Meny keine Antwort. Er sagt genauer, was er will: „Heute Nacht“, sagt er, „will ich Adrastos hier erwarten. Ich will, dass er ... *alleine* ... kommt.“

*Wer bist du, Meny?
Was hast du im Sinn?*

Es geht mir schlecht genug, dass ich sogleich an Böses denke. Wenn Adrastos das Loch in Thebens Mauer fände, so wäre Theben keine Stunde sicher. Und schlimmer als die Griechen Troja, so überfielen die Argiver Theben.

„Hier, Menoikeus?“ Mein Bruder ist nicht weniger entsetzt als ich. „So nah am ... Loch in Thebens Mauern?“ Meny bleibt ruhig. „Ich zeige es ihm nur, wenn ich mir seiner sicher bin“, sagt er. „Sag ihm einstweilen nichts davon.“ Ich ahne: Polyneikes schüttelt ärgerlich den Kopf. „*Dafür* habe ich dich nicht gerettet“, sagt er, „dass du die Stadt verrätst.“ Da höre ich Meny bitter lachen. „Du hast dich oft genug geirrt“, sagt er zu meinem Bruder. „Nun gib ein Stück Vertrauen her. Ich liebe deine Schwester.“

Ich höre etwas, das wie Kämpfen klingt. Und Meny kann sich diesmal wehren. „Er wird nicht kommen“, sagt am Ende Polyneikes. „Wenn ich ihm nichts zu sagen habe als: *Menoikeus wünscht dich zu sehen* ... , so wird Adrastos lieber sicher bleiben und abends die Ruinen meiden.“ Ich höre Meny lachen. „Sag ihm nur eins“, sagt er. „Ich werde ihm *Andreia* geben.“ *Andreia* ... der Name brennt wie Feuer.

*Wer bist du, Meny?
Was hast du im Sinn?*

„*Andreia*?“ Polyneikes stutzt. „Was heißt das? Und wer soll das wohl sein?“ Doch Meny bleibt beharrlich. „Sag es ihm nur“, bittet er wieder. „Adrastos wird es wissen.“

Flucht vor Meny

Die beiden Männer ziehen sich zurück. Ich höre ihre Stimmen leiser werden. Sie reden noch einmal von Theben und von Eteokles und davon, wie und wo die Brüder nach gelungener Flucht zusammentreffen können. Beim Artemision, sagt Polyneikes. Mir kommt es vor, als hätte ich den Namen nie gehört. Ein einziger Name brennt auf meiner Seele und hallt in meinem Kopf. Andreia.

*Wer bist du, Meny?
Was hast du im Sinn?*

Meny verrät mich. Doch wozu? Warum soll mich Adrastos wollen? Mein fiebriger Verstand ersinnt Geheimnisse, die Meny und Adrastos teilen. Meny hat mir allzu wenig über Adrastos und sich erzählt. Nur immer, dass er ihn ... bestechen will. Adrastos macht mir keine Angst. Doch umso größer ist die Angst, die eine Frage in mir weckt: In wessen Hand bin ich geraten?

*Wer bist du, Meny?
Was hast du im Sinn?*

Ganz langsam ziehe ich mich dann zurück. Ich weiß, dass Meny kommen wird, und dann wird er mich suchen. *Soll er mich suchen*, denkt mein schwer verletztes Herz. Ich taumle mühsam durch die Überreste von Kadmos' stolzer Burg. Ich will, dass Meny mich nicht findet. Ich muss zu Daphne, jetzt und gleich.

Ich wünsche mir den Pfau an meine Seite. Zwar ist der Weg mir gut bekannt. Ich wage aber nicht, ihn zu betreten. *Ich weiß, dass Meny kommen wird*. So quäle ich mich, jenseits des Wegs, durch unwegsame Wildnis. Ich spreche mit Meny, während ich gehe. Ich sage ihm, was ich von ihm erhoffte. Ich sage ihm, dass er glaubwürdig war, allzu glaubwürdig für mein argloses Herz. Der Streit mit Meny hilft mir vorwärts.

Ich sage ihm, dass er, was immer er auch vorhat, auf mich nicht länger zählen kann. Ich bin kein Preis, den er mit Adrastos verhandeln kann. Und außerdem: Wie kann er geben, was er nicht besitzt? Denn er besitzt mich nicht. Das sage ich ihm deutlich. Ja, nicht einmal wenn wir verheiratet wären, und nicht, wenn ich sein Kind unter dem Herzen trüge, nicht einmal dann dürfte er glauben, ich sei sein.

Ich stolpere und falle und stehe wieder auf. Als sich der Tag zum Abend neigt, ertappe ich mich, dass ich lausche. *Ich weiß, dass Meny kommen wird*. Wo bleibt er nur? Müsste ich ihn nicht rufen hören, selbst wenn er auf dem Weg bleibt? Ich habe schon alles gesagt. So lasse ich nun zu, dass er mir Antwort gibt.

Ich halte ihm zugute, dass er den Verrat nicht gut zu reden sucht. Er spricht stattdessen sacht und leise von der kurzen Zeit, die wir zusammen waren. Erinnerst du dich, wie du fragtest, ob ich dich zwingen würde?, fragt er mich. Ich gebe zu, er sagte nein. Da fragt er weiter: Erinnerst du dich, was ich sagte, als Haimon angab, du seist sein? Ich gebe zu, er wies auf mich und sagte: Frage Antigone. Erinnerst du dich, fragt er mich zum dritten Mal, an unser erstes Treffen in der Höhle? Ich nahm mir nichts, was du nicht geben wolltest, und war vom ersten Augenblick ... *dir treu*.

Treu. Ich fange an zu weinen. Ich glaube, Treue ist nicht nur: mit keiner anderen schlafen. Meny stimmt zu: Das glaube ich auch. Und wieder lausche ich, ob er nicht endlich nach mir ruft. Nicht, dass ich vorhätte, mich ihm zu zeigen! Ich lasse mich nicht finden. *Aber ich weiß*,

dass Meny kommen wird. Ich trete in ein Loch im Boden und höre meinen Knöchel knacken. Ich schreie leise, als ich falle. Es tut mir unerwartet weh.

Wie lächerlich, denke ich, als ich mich nicht erheben kann. Was habe ich alles ausgehalten! Die Nacht in Fesseln und den Weg bis zur Ruine und schließlich einen Fausthieb von Kapaneus. Dazu die Angst um die Brüder, Ismenes Geschick und, am schlimmsten, den Abschied von Meny. Wie kann mich da ein umgeknickter Knöchel quälen?

So sehr ich mich auch zwingen will, es mir nicht gelingen, aufzustehen. Inzwischen hat der Sonnenwagen seine Bahn schon fast beendet. Die Schatten werden länger. Der Weg zu Daphnes Garten ist noch weit. Zurück jedoch ist noch viel weiter. „Andreia!“, höre ich auf einmal Menys Stimme. *Ich weiß, dass Meny kommen wird.* Der Ruf klingt fern. Er wiederholt sich und kommt näher.

Jetzt ist er nah genug. Er würde hören, wenn ich Antwort gäbe. Er würde kommen und mir helfen. Er würde mich, wenn nötig, auf seinen Armen bis zu Daphne tragen. „Andreia, bitte ...!“ Er klingt dringlich. *Zu Daphne nicht*, fällt mir auf einmal ein.

*Es ist ja sein geheimes Ziel,
mich Argos auszuliefern.*

Ich ducke mich. Ich presse meine Lippen fest zusammen. Soll er suchen. Ich lasse mich nicht finden. Die Stimme, die mich ruft, wird leiser. Er geht vorbei. Er geht dorthin, wohin ich will. Ich weiß jedoch, er kann nicht mehr viel weiter gehen. Er muss zurück. Adrastos wartet bald.

Auf den Verräter.

Als ich ihn nicht mehr höre, kämpfe ich mich wieder auf die Beine. Die einzige Hilfe, auf die ich hoffen kann, habe ich selbst verworfen. Jetzt liegt es nur an mir. Auf allen Vieren krieche ich umher und suche einen Stock. Ich finde nichts Geeignetes, doch schließlich einen Notbehelf. Ich stütze mich schwer auf und humpele weiter.

Es ist schon dunkle Nacht, als wieder Menys Ruf ertönt. Diesmal kommt er von vorn, und wie ich dachte, hastet er jetzt zurück nach Theben. Ich stehe still und warte. Kein Rascheln soll mich noch verraten. Gerade als die Stimme und die Schritte mir am nächsten sind, scheint Meny stehen zu bleiben. „Andreia“, klingt es an mein Ohr, „du weißt, dass ich dich liebe. Kannst du ... *das andere* ... nicht vergessen?“ Ich atme kaum. Es tut so weh.

*Vergessen, dass du mich verraten willst?
Ich möchte wohl. Ich kann es nicht.
Mein Name ist Andreia.*

Als er dann weitergeht, singt er das Lied des Liebenden bei Nacht. „Oh, stört und weckt die Liebe nicht, bis es ihr selbst gefällt.“

*Es ist so weit, Andreia.
Es hat dir so ... gefallen ...*

Ich habe wieder Tränen in den Augen. Und ich vergesse alles. Nur seine Arme nicht. „Meny“, flüstere ich und mache hastig unbedachte Schritte. Bevor ich aber rufen kann, zerbricht mein

Stock. Ich falle haltlos. Dunkel hüllt mich ein. Das letzte, was ich denke, ist: *Menoikeus ist gestorben.*

Ismenes Leid

Als ich erwache, ist es Morgen. Ich liege weich auf einem Strohsack und auf Kissen. Zugedeckt bin ich mit Menys Umhang. Die Kammer, in der ich mich befinde, habe ich nie zuvor gesehen. Sie ist sehr karg und ärmlich ausgestattet. Tisch, Stuhl und Truhe sind grob und ohne Kunst gebaut. In einem Schrein jedoch aus glänzendem Olivenholz steht eine Göttinnenfigur. Auf einen Blick erkenne ich die jungfräuliche Jägerin. Da ahne ich, dass ich bei Daphne bin.

Die Tür geht auf und die, an die ich denke, tritt herein. „Chaire“, sagt sie freundlich. „Nun bist du endlich aufgewacht.“ Ich warte, ob Ismene auch erscheint. Doch Daphne ist allein. „Wie komme ich hierher?“, erkundige ich mich. Es fällt mir ein, dass meine Hoffnung, Ismene wäre hier, nur auf dem Bild beruht, dass mir ein Pfau im Halbschlaf zeigte. Mag sein, ich habe mich geirrt. „Ein Mann kam, als es Abend war, und sagte uns, dass du uns suchst. Ismene kannte ihn und nannte ihn Menoikeus.“ Daphne kommt näher und reicht mir einen Becher Milch. „Da gingen wir und haben dich gefunden.“

Ismene.

Wie der Pfau es zeigte.

„Er hatte selbst wohl keine Zeit?“, frage ich bitter. Die letzten Worte der vergangenen Nacht nagen an meiner Seele. *Menoikeus ist gestorben.* Daphne zieht die Nase kraus. „Er sagte uns, dass du ihm weggelaufen bist“, sagt sie. „Und dass dein zweiter Name ... Andreia sei, die Trotzige. Da könne er nichts machen.“ Ich lache schmerzlich. Wüsste er, wie nahe daran ich war, ihm nachzugeben! „Wie habt ihr mich gefunden?“

Daphne zieht die Schultern hoch. „Wir nahmen den Weg, den ich immer nehme, seitdem mir ... *das* ... geschehen ist“, sagt sie. „Den Weg neben dem Weg. Den Weg, den alle Mädchen nehmen, die Männern aus dem Weg gehen wollen.“

Ich habe die Milch dankbar getrunken. Als Nächstes gibt es Brot. „Und darum mussten wir dich finden“, sagt sie. Sie zieht die Decke weg und zeigt mir meinen linken Fuß. Er steckt in festen Binden. „Du hast das Fußgelenk gebrochen“, erläutert Daphne. „Wir haben es geschient. Du warst bewusstlos. Als du zu dir kamst, bist du gleich eingeschlafen.“ Ich fluche unglücklich. Von nun an bin ich unbeweglich. Doch andererseits, denke ich mir dann, ist es vielleicht ein Glück ... „Und warum sieht Ismene nicht nach mir?“

Daphne sieht sich um und lauscht. Dann schließt sie sorgfältig die Tür und kommt und setzt sich auf mein Lager. „Ich will mit dir über Ismene reden“, flüstert sie, „bevor du ihr begegnest.“ Ich nage unbehaglich an dem Brot. „Ich weiß“, entgegne ich, „Ismene ist verwundet.“ Daphne schüttelt nur den Kopf. „Verwundet“, sagt sie, „trifft es nicht. Es ist viel mehr als das.“ Ich denke an die Worte, die ich auf den Mauern schrie, als Tydeus zur Verhandlung schritt. „Tydeus“, sage ich und schüttele mich. „Tydeus hat Ismene kalt ermordet.“

Daphne sieht mich seltsam an. „Du weißt es?“, fragt sie staunend. „Ich ahne, was geschehen ist“, antworte ich, „doch nicht, wie sie es trägt.“ Daphne seufzt. „Die meiste Zeit ist sie am

Weiber, die unsere Obstbäume mit seinem Wasser trinkt. Da wäscht sie sich und taucht und badet und reibt die Haut ab, bis sie brennt. Die andere Zeit ... übt sie mit Pfeil und Bogen.“ Sie lächelt scheu. „Du weißt“, sagt sie, „das tat auch ich ... Es ist ein tiefer Wunsch in uns: Beim nächsten Mal: *sich wehren*.“ Ismene. Mit Pfeil und Bogen. Es fällt mir schwer, mir das zu denken. „Auch Artemis ist so bewaffnet“, gibt Daphne zu bedenken.

„Es ist ein Wunder“, sage ich, „dass ihr Menoikeus nicht erschossen habt.“ Daphne lächelt schief. „Es hat nicht viel gefehlt“, entgegnet sie. „Jedoch, ich muss gestehen: Ich habe ihn zuerst gar nicht gesehen. Ich war bei Großvater und habe ihn gefüttert. Dann deckte ich den Tisch. Ich ging hinaus und rief zum Essen. Da sah ich, wie ein Mann sich unserem Weiher näherte. Ismene lag im Wasser.“

Ich schrie vor Schreck und griff nach meiner Waffe. Der Mann jedoch hob eine Decke auf und hielt sie für Ismene ausgebreitet. Sie kam zu ihm und mit der Zartheit einer Freundin hüllte der Mann Ismene darin ein. Ich hörte, dass sie leise sprachen. Dann weinte sie in seinem Arm. Sie sagte mir, dass er Menoikeus sei, der Mann, dem sie versprochen war. Er habe rücksichtsvoll auf sie verzichtet, als sie ihm sagte, dass sie ihn nicht liebt.“

Daphne blickt auf. Ich kann verstehen, dass sie beeindruckt ist. „Ich habe nicht gewusst, dass es auch solche Männer gibt.“ Ich schweige trotzig. *Menoikeus ist gestorben*. „Als er uns sagte, dass er Antigone sucht, hat Ismene sich zum ersten Mal, seit ich sie fand, bewegt gezeigt. Und sie, die mir geschworen hatte, den Hain nie wieder zu verlassen, drängte sogleich, nach dir zu sehen.“

Den ganzen nächsten Tag bleibt meine Schwester unsichtbar. Ich liege hilflos da und kann nur warten. Ich habe diesmal mehr denn je verloren. Nicht einmal meine Hera, mein Bündel nicht und nicht der Pfau sind hier bei mir, noch könnte ich sie holen. *Menoikeus ist gestorben*. Ich denke immer wieder an den letzten Tag und an die Worte, die Meny zu Polyneikes sprach. Und immer weniger verstehe ich den Sinn. Ich klammere mich nur an die Hoffnung, dass meine Brüder sich noch retten. Dass Meny Wort hält und Eteokles bestellt, dass Polyneikes mit ihm fliehen will.

*Wo zwei sich streiten ...
Ja, gebt auf!*

Auf den Treffpunkt, den Polyneikes nannte, kann ich mich nicht besinnen. Ich fülle meine Stunden, indem ich überlege. Doch da ist bloß ein schwarzes Loch. *Menoikeus ist gestorben*. Als dieser schwarze Tag zu Ende geht, verliere ich die Fassung. „Ich will Ismene sehen“, fahre ich meine Wirtin an. „Sie weiß, dass ich mich nicht bewegen kann. Wenn sie wie früher glaubt, dass ich mich um sie kümmern soll, dann muss sie zu mir kommen. Ich gehe ihr nicht nach.“

Ismene trägt den groben, braunen Kittel einer Sterblichen. Sie trägt ihn hoch geschürzt. Darunter sind die Beine und die Füße nackt. Ihr Haar ist offen, glänzt vom Wasser und hat schon lange keinen Kamm gespürt. Ich finde keine Spur der einst so würdevollen Priesterin. Noch deutlicher als ihre Kleidung spricht das Gesicht. Die blauen Augen blicken hart. Kein Glanz und keine Neugier geben ihnen Licht. Die Lippen sind zwei schmale, gerade Striche. Dass sie noch lachen können, glaube ich nicht. Schlimmer als alles ist, was ich in ihren Zügen lese. Da ist noch mehr als Härte. Da ist ... *Hass*.

„Du hättest mich nicht suchen müssen“, beginnt Ismene, statt zu grüßen. Mitten im Zimmer bleibt sie stehen und kommt nicht an mein Bett. „Gut“, sage ich. „Und warum nicht?“ Ismene ballt die Fäuste. „Weil es das Mädchen, das du kanntest, nicht mehr gibt.“ Ich richte mich so weit wie möglich auf. „Höre, Ismene“, sage ich, „die jungfräuliche Priesterin, die du so gern gewesen bist, war für mich oft ein Ärgernis.“ Ich spreche aus, was ich bisher nicht einmal denken wollte. „Die letzten Male, als wir uns begegneten, hast du Iokaste mehr als dir geglichen.“

Ismene tritt zwei unbedachte Schritte vor. „Ich meinst, ich müsste Tydeus dankbar sein?“, fragt sie in kaltem Zorn. „Bei Ouranos und Gaia!“, rufe ich gereizt. „Sei nicht so dumm, Ismene!“ Ich bin auf viel gefasst gewesen, doch nicht auf Feindlichkeit. „Ich meine nur“, versuche ich ruhiger zu erklären, „und dazu stehe ich: Du bist viel mehr als deine so genannte Keuschheit! Wer nicht begreift, dass einer wie der Keiler Tydeus nur außen, niemals innen dich verletzt, der hat dich nie geliebt – und wäre es die Göttin Artemis persönlich!“

Ismene weicht zurück. „Du frevelst, Antigone“, sagt sie hart. „Und überhaupt: Was für eine Geschichte ist das zwischen dir und Menoikeus?“ Ich denke an das, was Daphne sagte. Wie Meny meine Schwester in die Decke hüllte. Ich klammere mich an seinen Umhang. „Menoikeus ist gestorben“, entfährt es mir.

Und nur sein Umhang ist geblieben.

Ismene ist mir unheimlich. Ich weine schließlich wieder. Ismene aber weint nicht mehr. So wenig, wie sie lachen kann, so wenig kann sie weinen. Sie ist tatsächlich mehr denn je wie unsere Mutter. Zu ihren blauen Augen passt es nicht.

„Ismene war stärker, als ich dachte“, sagt Mutter mit glänzenden Augen. Ich löse mich von ihrer Seite. Ich brauche Abstand. Das alles, was ich jetzt erzähle, ist traurig und erschreckend, vom Ende her betrachtet. Ich weiß es immer klarer: Ich habe mich geirrt. Und nicht nur in Menoikeus. „Sie hatte das Herz einer Heroine“, fährt Mutter fort.

Das hat sie von ihrem Vater.

Der Lyraspieler ist vom Thron gestiegen und setzt sich neben Iokaste. Er legt den Arm um sie. Sie legt den Kopf an seine Schulter. Und unversehens stellt das alte Bild sich ein. Schon einmal habe ich die beiden so gesehen, an jenem fernen Tag beim Artemision.

*Den Gott und meine Mutter.
Kein Abenteuer. Wahre Liebe.*

Und dann, was sie einander sagten!

*Ismene kommt nach dir.
Auch, wie mir scheint, Eteokles.
Bei Polyneikes habe ich Zweifel.
Aber Antigone ...*

Auf einmal hat es neuen Sinn. *Wer ist der Andere?*, habe ich Persephone gefragt. Jetzt sehe ich die Antwort selbst. Der Fremde ... Vater von Ismene und Eteokles ... ist ein

Unsterblicher. *Ist der Orakelgott Apoll!* „Zumindest ihnen hättest du es sagen sollen“, werfe ich Iokaste vor. „Ismene und Eteokles verdienten es, zu wissen, dass sie Phoebos' Kinder sind.“

Der Sonnengott hat nie geantwortet, wie ich es wünschte. Jetzt zieht er Mutter fester an sich und entgegnet schlicht: „Ich habe ihnen Kraft gegeben. Mehr konnte ich nicht tun.“ Kraft, denke ich trotzig, ja, Kraft vor allem ... gegen uns, die schwächeren Geschwister. Iokaste beugt sich vor und sieht wohl, was ich denke. „Die Liebe, Antigone“, sagt sie, „zwischen mir und Phoibos war streng geheim, vor Menschen wie vor Göttern. Es hätte dem Orakel sehr geschadet, wenn laut geworden wäre, wie verstrickt der Gott in seine eigenen Sprüche war.“

Ich versuche zu verbergen, was ich denke. Ich denke schlicht: *Na und?* Iokaste jedoch ahnt es. Hastig und werbend spricht sie weiter. „Bedenke, Antigone: Wenn man gezweifelt hätte, ob Laios der Vater des unheilvollen Kindes sei oder am Ende gar Apollon – dann wäre ja der Spruch – *das Kind bringt seinen Vater um* – auf Phoibos selbst zurückgefallen.“

Und das hat Hekate gehofft!

Ein Gedanke wie ein Blitz, der rasch verlischt. Ich glaube kaum, dass ich ihn selbst ersann. Denn jenseits von Apollons Sorgen fällt mir vor allem ein, was mich betrifft. Wenn Oidipous, so wie Ismene und Eteokles, Apollons Sohn gewesen wäre, dann wäre ich zwar nicht des Gottes *Tochter*, wohl aber seine Enkelin!

„Sagen Sie mir nur eines“, wende ich mich zögernd an Apoll. „Hat Hera ... es gewusst?“ Ich sehe, wie der Sonnengott erbleicht. „Verstehst du jetzt, warum wir schwiegen?“, fragt Mutter eindringlich. Nein, denke ich, ich sehe nur: Die Wahrheit hätte uns geholfen. *Gerettet auch?* Ich glaube nicht. Und hastig erzähle ich weiter.

Zuflucht

Daphne kann uns nicht verstehen. Es ist auch schwer zu fassen. Zumal Ismene und ich je eigene Gründe haben, fort zu wollen. Ismene sagt, sie wolle ihrer Göttin nahe sein, wenn nicht als Priesterin, so doch als ihre unbeirrte Dienerin. Und mir ist endlich eingefallen, wo Polyneikes seinen Bruder treffen wollte. Jetzt muss ich wissen, ob es dazu kam.

Das Artemision ist unser beider Ziel. Gefährlich ist es ohne Zweifel, wenn jetzt um Theben Krieg tobt. Das aber kann uns nicht mehr schrecken. Ismene und Daphne müssen mich zwischen sich nehmen. Ich humpele auf einem Bein. Daphne kennt geheime Pfade des Wildes, nicht der Menschen. Sie sind für mich mit meinem Beinbruch sehr mühevoll und unbequem.

Wir brauchen viele Stunden. Je näher wir an Theben kommen, desto angespannter werden wir. Daphne denkt an Krieger. Ismene sorgt sich, ob ihre Göttin sie empfängt. Und ich, ich ... fürchte ... *alles* ... und kann es nicht erklären.

Das Artemision in seiner einsamen Verborgenheit sieht beinahe friedlich aus. Ich nehme aber an: Der Schein wird trügen. Umso mehr bin ich verwundert, als drinnen ... *niemand* ist, außer gewiss: die Göttin. Die frischen Blumen sind verwelkt. Ich rufe, aber Daphne und Ismene winken ängstlich ab. *Wer kann denn wissen, wer uns hört.*

Ismene und Daphne beten vor der Statue. Ich kauere in der Nähe und sehne mich nach meiner Hera. Es ist zum Weinen und zum Lachen, wie da zwei Frauen um Vergebung flehen, die nichts getan und viel gelitten haben. „Hältst du auch mich für schuldig?“, frage ich Ismene, als ihr Gebet sich in die Länge zieht. „Ich wollte dich begleiten. Rohe Gewalt hat mich gehindert.“ Ismene sieht sich nach mir um. Ihr Blick verrät, was ich nicht wissen will. Sie gibt mir einen Teil der Schuld und sie will nicht vergeben.

Ich wende mich ab und ziehe mich, so weit ich kann, zurück. Ich achte nicht darauf, dass ich schon längst am Rand des marmornen Podestes hocke. Beim nächsten Ruck zurück verliere ich den Halt und stürze. Zum Glück ist es nicht tief. Das dichte Gestrüpp an dieser Seite des Tempels jedoch ist stachelig und dornig. Wenn an mir irgendwo noch heile Haut war, so reiße ich mir nun auch die entzwei.

Bevor Ismene und Daphne reagieren, raschelt neben mir das Unterholz. Eine Männerhand legt sich auf meinen Mund und eine andere um die Taille. Ich wehre mich, obwohl ich keine Hoffnung habe, bis ich erkenne, dass die Gegner meine Brüder sind. Ich beiße Polyneikes in die Hand. „Schon wieder?“, frage ich und leugne meinen Schrecken wie die Freude. „Und wieder auf die Nase?“

Sie lassen mich betroffen los. Polyneikes hebt verstört die Hände. „Nie wieder, Antigone“, sagt er. Ich schaudere. Dieses Versprechen hat für mich nicht den gewollten Klang. Es dröhnt in meinen Ohren wie ein dunkler Seherspruch. „Das sieht dir ähnlich“, sagt Eteokles, „den sicheren Ort in Thebens Mauern mit Disteln und mit Dornen zu vertauschen!“ Ich sage ihm nicht, was ich von Thebens Mauern halte. Vorerst bin ich nur froh, dass meine Brüder dort nicht kämpfen.

Polyneikes und Eteokles bewohnen da, wo ich gefallen bin, eine verborgene Höhle. „Wir sind nicht fortgelaufen“, betonen beide. „Wir haben nur erklärt, dass wir zum Kampf um Thebens Krone nicht länger zur Verfügung stehen.“ Polyneikes hebt die Schultern. „Adrastos ist auf einmal sehr entschlossen – seit Tydeus so ... *erfolgreich* war und Kapaneus gefallen ist.“ Ich nicke fast zu früh. Er weiß ja nicht, dass ich es miterlebte ...

Wir hocken zu fünft nah beieinander. Daphne unterhält ein kleines Feuer. Doch weiter haben unsere Brüder nichts. Sie haben, als sie aufbrachen, an nichts als ihre Waffen und den Helm gedacht. „Eteokles kam nicht viel vor euch an“, sagt Polyneikes glücklich. „Ich hatte kaum noch Hoffnung.“

Eteokles grinst schief. „Es war nicht leicht, den Wachen beider Heere zu entgehen“, sagt er. „Es wird gekämpft. An allen sieben Toren.“ Polyneikes lacht ihn aus. „Es gibt ein Loch in Thebens Mauern“, deutet er scherzend an. Eteokles wirft einen Blick auf mich, der dem Ismenes schmerzhaft gleicht. Er denkt an das Verhör und daran, dass ich nichts verriet. Ich spüre: Wir sind nicht versöhnt. Dann hebt Eteokles die Schultern. „Wenn auch“, sagt er. „Das Loch ist jetzt geschlossen.“

Ismene und Polyneikes blicken fragend. „Geschlossen? Wie?“, entfährt mir unbedacht. „Ist denn der Gang ... *verschüttet*?“ Eteokles' Blick wird eisig. „Ich hatte also recht gehört“, bemerkt er kalt. „Ein *Gang*! Und du und Polyneikes haben ihn gekannt. Nur ich ... *der mit den blauen Augen* ... wieder nicht ...“ Ich beiße mir auf die Lippe. „Bitte, Eteokles ...“ Ich lege die Hand auf seinen Arm. „Ohnehin ... konnte niemand ... ihn öffnen“, sage ich beschwörend. „Nur der Seher und der ... Pfau.“ Ich werfe einen raschen Blick auf Polyneikes. Er soll mir zustimmen. Er tut es. „Ehrlich, Bruder“, sagt er deutlich.

„Erzähle!“, fordere ich nervös. „Was ist mit diesem Loch geschehen?“ Dem Loch, von dem mir Meny sagte, ich solle es bewachen. Dem Loch, von dem Meny Kreion versprach, er werde es schließen.

Menoikeus ist gestorben.

Eteokles' Kälte vergeht. Aber seine Miene wird nicht heller. Er schließt und öffnet seine Hände. „Das Loch in Thebens Mauern ist geschlossen“, wiederholt er steif.

Weil nun des Königs erster Sohn
für seine Stadt als Opfer
in den Tod gegangen ist.

„Des Königs erster Sohn ...?“, sagt Polyneikes langsam. Sein Bruder nickt. „Ich gab die Krone Kreion.“ Ich glaube, mein Herz, falls ich eines habe, hört zu schlagen auf. Ich werde starr und hemme die Gedanken. Doch meine Schwester denkt für mich. „Des Königs erster Sohn“, sagt sie noch einmal. „Dann wäre es Menoikeus?“

Ich sehe nicht auf und sehe doch Eteokles nicken. *Menoikeus ist gestorben.* Mit klarer, kühler Stimme sagt Eteokles, dass Menoikeus sich in der Nacht des Kriegsbeginns freiwillig in die Schlucht vor Theben stürzte. Der Vater Kreion selbst habe den Toten dann geborgen und gebe trotz des Krieges Leichenspiele für den selbstlos tapferen Sohn.

Weil nun des Königs erster Sohn
für seine Stadt als Opfer
in den Tod gegangen ist.

„Er hat immer behauptet, er sei feige“, flüstere ich und das ist das Letzte, das ich in diesem Leben sage. Meine Geschwister betrachten mich ratlos. Ismene und Eteokles erkennen nicht, wie ich mich fühle. In Polyneikes' dunklen Augen dämmert Verstehen. Er summt ein neues Heldenlied.

*Gerühmt wird Hippolytos
als göttergleicher Reiter.*

Das Mädchen und das Reh

„Du hast das Sprechen aufgegeben?“, fragt Iokaste ratlos. „Es war sinnlos geworden“, sage ich knapp.

*Auch wenn ich damals
nicht ahnte, wie sehr.*

„Wann hast du wieder angefangen?“, will meine Mutter wissen. „Als Hera es befohlen hat“, antworte ich. Ich bin ihr dankbar, dass sie nach Äußerlichem fragt. Denn innen tut es viel zu weh. Mutter lacht leise. „Als wenn du dich Befehlen fügen könntest!“, sagt sie. Ich werde rot. „Genau genommen war es kein Befehl“, gestehe ich ihr zu. „Die Herrin stellte drei Bedingungen. Ich konnte sie erfüllen oder gehen.“ Iokaste wirkt auf einmal steif. „Dann ist sie ... härter noch als ich?“ Sie hebt am Ende die Stimme, als hoffe sie auf Widerspruch. „Ich

habe nie Bedingungen gestellt.“ Ich bin verblüfft und abgelenkt von meinem Leid um Meny. Was meine Mutter sagt, ist wahr. Es gab keine Bedingungen. Doch Anerkennung auch nicht. „Hera sagt, dass sie nichts anderes verlangt, als was dem Leben dient“, erinnere ich mich. „Und was?“, fragt Iokaste brüsk. „Zu sprechen“, sage ich, „zu ruhen. Und drittens: zu vergessen.“ Mutter lacht wieder. „Du hast versagt“, erklärt sie kühl. „Ist das der Grund, dass du dich jetzt im Tartaros befindest?“

Vielleicht der Grund, dass ich ihm nicht entkomme.

„Das ist Apollons Schuld“, beharre ich. Ich weise bitter auf den Gott an Mutters Seite. „Er hat mich so gekränkt, dass ich nur sterben konnte.“ Apollon schlägt seine Lyra leise an. „Du bist so wenig tot wie ich und ...“ Er hebt den Kopf und scheint zu lauschen. Dann schüttelt er den Kopf und schweigt.

„Hört weiter“, sage ich nach einer Weile. „Ich fühle: Ich muss es jetzt zu Ende bringen.“ Mutter streichelt unvermittelt meine Hand. „Der Schmerz kann heilen, wenn er ausgesprochen wird“, verheißt sie unverhofft.

Die Tage vergehen wie ein endloser Tunnel. Schritt fügt sich an Schritt, doch es geht unverändert weiter und nicht ein Schimmer Licht weist auf ein Ende. Ich fühle keinen Schmerz. Nur eine dumpfe Leere. Und abwechselnd damit den wilden, heißen Zorn, mit dem ich Mutter hasste, als sie starb. Wir leben in der Höhle, fern von dem blutigen Geschehen, und Daphne sorgt für Speisen.

Am ersten Tag sind meine Brüder zur alten Kadmosburg hinaufgestiegen. Polyneikes hat gesagt, er wolle sehen, wie eines Prinzen Opfer wirkt, und hat Eteokles versprochen, dass er ihm zeigen könne, wo er und ich das Loch in Thebens Mauer fanden. „Zu spät“, hat da Eteokles gesagt. „Und wenn es bei der Schlucht war, hoffnungslos.“ Er hat erzählt, dass jenes Opfer die Erde um die Schlucht zum Beben brachte. Hänge seien abgerutscht, sogar ein Teil der alten Burg. „Gaias Rachen tat sich auf, das Opfer zu empfangen“, hat er gesagt. Ich habe stumm dabei gegessen und gedacht, wie gut es wäre, zum Sprechen auch das Hören aufzugeben. *Und das Fühlen.*

Es dauerte nicht lange. Dann hatte sich auch Polyneikes überzeugt. „Du findest nichts mehr als ein Trümmerfeld“, hat er am Abend entsetzt und ehrfürchtig erzählt. „Es tut mir Leid, Antigone. Ich hätte gern ... aus deiner Grotte ... dir deine Sachen mitgebracht.“ *Verloren. Menoikeus ist gestorben.* „Jedoch“, ist Polyneikes fortgefahren, „es war ganz aussichtslos. Der Pfad zum Eingang ist zusammen mit dem Hang hinunter in die Schlucht gestürzt.“

Tag für Tag umschleichen nun meine Brüder die Lager. Abend für Abend kommen wieder und berichten vom Krieg. Drei weitere Heerführer sind gefallen. Nach Kapaneus auch Eteoklos, Hippomedon und Parthenopaios. „Zähle nicht die Toten der Thebaner“, ergänzt Eteokles, wenn Polyneikes über die gefallenen Argiver klagt. „Aber die Mauern sind fest“, fügt dann der eine oder andere hinzu und ich will schreien, damit sie die Worte des Sehers nicht wiederholen.

Weil nun des Königs erster Sohn
für seine Stadt als Opfer
in den Tod gegangen ist.

Aber ich kann nicht mehr schreien und so muss ich wieder und wieder die furchtbaren Worte hören. *Menoikeus ist gestorben*. Wie kann er sich geopfert haben? Er, der den bösen Willen in dem Spruch so klar entlarvt? Wie kann ein solches Opfer wirken?

Aber die Mauern sind fest ... ?

Durch Menschenblut? Wenn ich es könnte, würde ich den Göttern fluchen. Hekate und Artemis. Vor allem auch Apollon, dem so genannten Weisen. Und seinem Vater Zeus. Und was ist mit Athene? Habt ihr denn alle, würde ich fragen, an unserem Unglück ... *Freude*? Am liebsten würde ich Hera fragen. Doch sie ist fern wie ihre Statuette. Sogar ihr Pfau hat mich verlassen.

Am Tag vergisst auch meine Schwester, wie man spricht. Sie redet nicht mit mir. Sie scheint mich zu bestrafen. Vielleicht dafür, dass ich nicht mit ihr ging. Vielleicht dafür, dass ich nicht Artemis verehere. Vielleicht auch schweigt sie nur, weil ich nicht antworte. Ismene betet. Wenn nicht, so übt sie sich im Bogenschießen.

Erst abends, wenn es Zeit wird, unsere Brüder zu erwarten, entsteht auf einmal Nähe. Dann werden unsere Blicke wärmer. Wir teilen Angst und Sorge. Denn jeden Abend fragen wir: Werden sie ... *wiederkommen*? Auch wenn Eteokles und Polyneikes es nie erwähnen: Ihr Leben ist stets in Gefahr.

Morgen für Morgen lässt Ismene tapfer unsere Brüder ziehen. Doch jeden Abend wächst die Furcht. Ich kann nicht spüren, ob Ismene einen Bruder vorzieht. Sie hat auch aufgegeben, zu fragen, wer von ihnen schuldig sei. Die Schuld liegt nun auf mir. Hera mag wissen, warum. Oder Artemis.

Auch zwischen Eteokles und Polyneikes ist keine Rede mehr von Schuld. *Wenn zwei sich streiten ...* Schuld sind beide. Sie wissen es. Sie wollen nicht mehr davon sprechen. Sie sprechen auch von unseren Eltern nicht. Und selten nur von Chloe. Dann aber sehe ich die Sehnsucht in Polyneikes' dunklen Augen. Die blauen Augen von Eteokles sind leer.

Abends, wenn die Brüder wiederkommen, brennt ein Feuer, auch wenn Daphne nicht mehr da ist, es zu schüren. Ismene hat ein Mahl bereitet. Schweigend nehmen wir es ein. Und dann, wenn unsere Flammen kleiner werden, erzählt Ismene die Geschichten unserer Kindheit.

Es sind nicht die Mythen, die Mutter uns erzählte, nicht Achills Heldentaten oder die Fahrten des Odysseus. Es sind die Märchen der gewöhnlichen Sterblichen, die Ismene aus dem Dunkel der Erinnerung ans Licht holt, Märchen, die die Amme uns erzählte, bevor Iokaste die Erziehung übernahm. Ismene hat sie nicht vergessen. Am liebsten von allen erzählt sie die Geschichte der Geschwister. Es waren zwei Mädchen und zwei Jungen. Sie flohen vor der Stiefmutter. Denn die war eine Hexe.

Als die Kinder den ganzen Tag gelaufen waren, hatten sie großen Durst. Endlich fanden sie eine Quelle. Sie wollten trinken. Aber das ältere Mädchen hörte eine warnende Stimme und erkannte, dass die Quelle verhext war. „Das hat die Stiefmutter getan“, sprach es. „Wer aus dieser Quelle trinkt, wird ein reißender Bär.“ Da sagte das jüngere Mädchen zu den Brüdern: „Trinkt nicht. Sonst werdet ihr reißende Bären und tötet uns.“ Da wandten sich die Brüder brummend ab und zogen weiter durch den Wald.

Polyneikes schaut Eteokles an. „So sind wir“, sagt er.

Endlich kamen sie an eine zweite Quelle. Gierig wollten sie trinken. Aber das ältere Mädchen hörte eine warnende Stimme. „Wer aus dieser Quelle trinkt, wird ein hungriger Wolf“, sagte es warnend. Da sagte das jüngere Mädchen zu den Brüdern: „Trinkt nicht. Ich bitte euch. Sonst werdet ihr hungrige Wölfe und fresset uns.“ Da wandten sich die Brüder knurrend ab und zogen weiter durch den Wald.

Eteokles schlägt Polyneikes auf die Schulter. „In der Tat“, sagt er. „So sind wir.“

Nach langer Suche kamen sie an die dritte Quelle. Die Brüder rannten vorweg und stürzten sich auf das klare, frische Wasser. Das ältere Mädchen wandte sich ab. Da fragte das jüngere Mädchen. „Warum warnst du sie nicht?“ Das ältere Mädchen sagte: „Tu du es!“ Da sagte das jüngere Mädchen zu den Brüdern. „Trinkt nicht. Ich bitte euch sehr. Sonst werdet ihr flüchtige Rehe und geht uns verloren.“ Aber die Brüder konnten den Durst nicht länger ertragen. In langen Zügen taten sie sich gütlich. Und als die Nacht vergangen war, waren da statt der Jungen zwei Rehböcke, die die Mädchen fröhlich umsprangen.

Eteokles und Polyneikes schweigen. Was für ein friedliches Bild, denke ich. Ich ziehe Menys Umhang vor mein Gesicht und weine.

Am nächsten Abend kommt Polyneikes spät. Eteokles ist längst schon da und er und Ismene blicken ängstlich. „Auch Amphiaraios ist jetzt tot“, sagt Polyneikes. „Er war der fünfte Heerführer der Argiver. Bleiben noch Adrastos und der wilde Tydeus.“ Nur ich bemerke, wie Ismene sich verwandelt, als dieser Name fällt. Die blauen Augen werden hart und kalt so wie die Augen der Dunklen Göttin.

Polyneikes schüttelt ungläubig den Kopf. „Es ist unfassbar“, sagt er. „So erbittert die Angriffe sind, so vergeblich bleiben sie. Die Mauern von Theben sind uneinnehmbar. Dieses *Opfer* ...“ – Er senkt den Blick vor mir – „war doch sehr wirkungsvoll.“ Eteokles beugt sich zu ihm. „Es klingt, als wäre es dir anders lieber“, bemerkt er mit verborgener Härte. Gewiss, denke ich jäh, *mir* wäre es anders lieber.

Ismene sieht Polyneikes mit dem gleichen scharfen Blick wie auch Eteokles. „Du warst dem Lager nahe, Polyneikes?“, fragt sie streng und Polyneikes nickt. Die dunklen Augen blitzen. „Das kann man sagen“, gibt er zu. Ismene rückt an ihn heran. „Du warst *im* Lager?“, hakt sie nach. Er streitet es nicht ab. „Bei Chloe nur“, sagt er mit einem Seitenblick auf seinen Bruder. „Sie bringt uns um“, bemerkt Eteokles und flucht. Wir schweigen eine Weile. Dann geht Ismenes Märchen weiter.

Die Mädchen machten den Rehen Halfter und Leinen aus Binsen. „So werden wir euch nicht verlieren“, sagte die jüngere. Bald kamen sie ans Ziel. Sie fanden eine Hütte, die verlassen war, und kamen überein, zu bleiben. „Hier wollen wir’s uns gut gehen lassen“, sprach die Erste und die zweite nickte. Sie richteten sich ein und machten weiche Lager für die Rehe. Schon bald ging das verborgene Leben seinen Gang. Die Mädchen sammelten und kochten. Die Rehe streiften durch den Wald. Schon früh am Morgen scharrtten sie mit ihren Hufen und baten, dass die Tür geöffnet werde. Doch abends kehrten sie verlässlich wieder.

Polyneikes schaut Eteokles an. „So sind wir“, sagt er.

Eines Tages jedoch kam einer der Brüder erst spät. Er war aufgeregt. Sein Fell war verschwitzt. „Was ist geschehen?“, fragte die ältere Schwester. Der Bruder keuchte. „Stellt euch vor“, brachte er schließlich hervor. „Ich habe ein Jagdhorn gehört. Es sind Jäger im Wald. Der Prinz selbst ... war ... hinter mir ... her.“ Die Schwestern erschrecken sehr. Aber der andere Bruder sagte: „Was für ein Spaß! Führe mich hin, gleich morgen früh.“

Eteokles schlägt Polyneikes auf die Schulter. „In der Tat“, sagt er. „So sind wir.“

Am Morgen als die Rehe hinaus wollten, hielt die jüngere Schwester die Tür der Hütte fest geschlossen. „Sag ihnen, dass sie bleiben müssen“, bat sie die ältere. „Sie gehen sonst verloren.“ Aber die ältere Schwester wandte sich ab. „Das wissen sie“, sagte sie knapp. Da öffnete die jüngere weinend die Tür und die Rehe sprangen davon.

Eteokles und Polyneikes schweigen. Springen müsste man können, denke ich und meine Augen hängen an Ismene. Ich glaube beinahe, sie denkt das Gleiche.

„Lass mich gehen!“

Eines Abends kommt Eteokles sehr spät. „Er war dicht hinter mir“, erzählt er keuchend. „Ich musste Haken schlagen wie ein Hase. Ich wollte nicht riskieren, dass er uns entdeckt.“ Ich finde keine Furcht auf seinen Zügen. Nur Erregung. Ich weiß: Er würde gern kämpfen. Sich zu verstecken und zu warten, verletzt auf Dauer seinen Stolz. Ich sehe mich nach Polyneikes um. Mein Bruder Polyneikes hat niemals einen Streit vermieden. Ich bin darauf gefasst, ihn ebenso wie seinen Bruder voll Kampfeslust zu sehen.

Ich habe mich jedoch geirrt. Denn sein Gesicht ist ruhig, beinahe verträumt. Als wenn er laut erzählte, verrät mir seine Miene: Er denkt an Liebe, nicht an Krieg. Ein Wortwechsel aus längst vergangenen Tagen fällt mir ein. Es ging wohl um Verlobungen, die nicht mehr gelten sollten, weil Vater Thebens Krone nicht mehr trug. Und Polyneikes litt um Chloe. Sein Bruder rief: *Ich will den Thron. Das ist es, was ich will. – Den Thron will Polyneikes auch*, sprach ich. *Doch mehr noch will er Chloe*. Worauf Eteokles erwiderte: *Der Thron jedoch steht fester*. Auch heute weiß ich nicht, ob er sich irrt. Ich sehe aber staunend, wie sehr sich meine Brüder treu geblieben sind.

„Wer?“ Ismene stellt die Frage, als ob ihr Leben daran hänge. „Wer hat dich verfolgt, Eteokles?“ Eteokles greift hungrig nach der Keule, die Daphne uns gebraten hat. Sie ist inzwischen eine gute Jägerin. Ismene jedoch hat noch nie getroffen. Eteokles reißt sich ein großes Stück heraus. „Tydeus, der Keiler“, sagt er grimmig und zufrieden. „Kein anderer hätte mich so plagen können.“

Polyneikes wacht aus seinen Träumen auf. „Tydeus“, knurrt er. „Wie bist du ihn denn losgeworden?“ Ich achte auf Ismene. Da ist er wieder: Der kalte Blick der Hekate. Ich weiß, warum sie Bogenschießen übt. „Um ehrlich zu sein“, sagt Eteokles und kaut, „ich hatte unverhoffte Hilfe.“ Sein Bruder isst von seinem Teil des Bratens mit.

„Auf einmal hatte Tydeus eine Lanze in der Seite“, erzählt Eteokles. „Sie flog aus einem Hinterhalt. Ich glaube, ich erkannte Melanippos.“ Polyneikes hebt anerkennend seine Brauen. „Der Junge ist ein Held“, lobt er den Sohn des Eurybates. „Und dann?“, fragt meine Schwester ungeduldig. Eteokles gibt Polyneikes die abgenagte Keule. „Tydeus schleuderte die Lanze wütend weg und lief, als sei nichts, weiter“, berichtet er. „Aber die Wunde hat ihn

doch geschwächt.“ Polyneikes starrt ins Feuer. „Wenn er stürbe ...“, sagt er langsam. „Ich glaube, wenn der Keiler stürbe, gäbe Adrastos endlich auf.“

In unserem Märchen ist die Jagd noch nicht zu Ende. Eines der Rehe ist verletzt, aber noch immer drängen beide Morgen für Morgen zum Aufbruch. Unter dem Eindruck von Tydeus' Verwundung erzählt Ismene wie getrieben weiter.

Die beiden Rehböcke flehten und bettelten vor der geschlossenen Tür. „Schwestern, ihr müsst uns hinauslassen. Wir vergehen hier drinnen vor Sehnsucht.“ Aber die jüngere Schwester wollte es nicht. „Wir würden euch verlieren“, sagte sie. Die ältere stand abgewandt und zog es vor zu schweigen. „Schwester“, sprach da das verletzte Reh, „ich weiß, du kannst es nicht verstehen. Aber: Reh ist Reh. Und wenn das Horn ruft, muss es laufen. Mein Herz läuft mir allein davon, wenn du den Körper bindest. Das wäre schlimmer als zu sterben.“ Da weinte die jüngere Schwester und öffnete zitternd die hölzerne Tür. Die ältere sah sich nicht um. Sie sagte nur leise: Lebt wohl.

Unsere Brüder schauen einander an. „Es ist viel Wahres daran“, sagt Eteokles ernst. „Wahres“, wiederholt Polyneikes. „Ja, in der Tat.“ Mehr wollen sie an diesem Abend nicht mehr sagen. Ich schlafe schlecht. Ich habe meine Schwester ... zu diesen Worten ... *nicken* sehen.

Ismene ist nicht da, als wir erwachen. „Beeren suchen“, vermutet Polyneikes. Eteokles wirkt leicht besorgt. „Sie hat für mich nicht ausgesehen, als ob sie Wert auf Süßigkeiten legt“, meint er. Dann aber, als er aufbricht, hat er Ismene schon vergessen. „Denk daran, Bruder“, sagt er zu Polyneikes, „wir haben Krieg. Die Liebe sollte warten.“

Ich sehe ihnen nach und fluche über den gebrochenen Fuß. Zurückzubleiben schmerzt. Um wie viel mehr: zurückbleiben zu *müssen*. Ich taste nach meiner Hirtenflöte. Sie ist das einzige Vertraute, das mir geblieben ist. Ich darf nicht wagen, sie zu spielen. Versteckt zu leben heißt in vieler Hinsicht: *gar nicht* leben. Es ist ein Warten. Und ein Warten, wie mir scheint, *auf nichts*.

Jäh fällt mir das Ende unseres Märchens ein: Die Rehe laufen in die Falle. Zwar können sie noch fliehen, jedoch der Prinz bleibt ihnen auf der Spur und findet so die Hütte. Die zweite Schwester rührt sein Herz. Er nimmt sie auf sein Pferd. Sie wird in seinem Schloss die Königin.

Ismene ist es, die verloren geht ...

Da warte ich nicht mehr auf *nichts*. Ich warte starr auf neues Unheil.

Zuerst kommt nur Eteokles und sein Gesicht verrät: Es war ein schlimmer Tag. „Theben ist am Ende“, sagt er. „Die Mauern sind sein Fluch. Was nützt ihre Beständigkeit, wenn drinnen sich das Leben selbst erstickt?“ Eteokles erzählt, dass Melanippos einen Ausfall machte und dass er viel verloren hat. Ich höre ihm kaum zu. Ich weiß: Es ist noch nicht zu Ende.

Außer Atem trifft endlich Polyneikes ein. „Ich muss noch ... heute Nacht ... zurück“, sagt er. „Adrastos ... Ismene ... Tydeus ...“ Es macht mich wahnsinnig zu warten, bis er so weit ist, dass er sprechen kann. Eteokles hat das Feuer angezündet und Essensreste warm gemacht.

Als ob es noch um Süßigkeiten ginge!

Die Geschichte, die wir diesmal hören, ist kein Märchen. Vielleicht wird man sie einmal zu den Mythen zählen. Für uns jedoch ist sie entsetzlich wahr.

Ismenes Messer

Ismene hat sich am Rand des Pfaes verborgen, den ihre Brüder jeden Morgen gehen. Den Bogen und die Pfeile hat sie mit. Doch als Eteokles und Polyneikes kommen, legt sie sie ab und schleicht, ein Messer nur im Gürtel, den Brüdern hinterher.

„Chloe ist noch immer meine Frau“, erklärt voll Bitterkeit Eteokles. Und Polyneikes seufzt. „Als ob ich das nicht wüsste!“ Dort, wo der Pfad zu den Ruinen führt, verharren sie und bleiben stehen. „Und meine heißt Argeia.“ Es ist der Ort, an dem sie täglich voneinander Abschied nehmen. Polyneikes aber zögert noch. Unbehaglich schaut er in die Richtung, wo hinter einem Hain von Pinien das alte Schloss liegt und die Schlucht. „Ich aber glaubte, dass er ... Antigone ... liebt“, sagt er, kaum hörbar, vor sich hin. Eteokles hat zugehört. „Menoikeus?“, fragt er überrascht. Sie tauschen einen langen Blick. Dann hebt Eteokles die Hand und wischt das Bild fort, das sie sehen.

*Die Schwester und der Vetter.
Im Frieden, Hand in Hand.*

„Und wenn schon“, sagt Eteokles hart. „Was zählt die Liebe, wenn das Wohl der Stadt nach einem Opfer ruft!“ Polyneikes' Zähne knirschen. „Dann ... *glaubst* ... du ... es?“, fragt er gedehnt. Eteokles holt zitternd Luft. „Ich wollte es nicht!“, bringt er hervor. „Nun aber: Das Ergebnis gibt dem Seher und dem König Recht ...“ Polyneikes spuckt auf die Erde. „Fluch diesem Seher“, sagt er. „Und Fluch dem falschen König!“

Ismene hat, nicht weit entfernt, in einem Blütenbusch gehockt. Sie wartet voller Ungeduld, dass sich die Brüder trennen und Polyneikes eigene Wege geht. Endlich setzt Eteokles sich in Bewegung. „Wir sehen uns“, sagt er. „Am Feuer“, ergänzt Polyneikes. Er steht noch da und sieht dem Bruder eine Weile nach. „Das gebe“, murmelt er, „wer immer von den Göttern uns noch gnädig ist.“ Dann wendet er sich um und geht ... *zurück*. Ismene kann sich kaum rasch genug verbergen.

„Komm heraus“, sagt Polyneikes plötzlich. Er streckt die Hand nach seiner Schwester aus. Errötend tritt sie auf den Weg. „Ich bringe dich zurück“, sagt er und fasst nach ihrem Arm. „Du hast mir nichts zu sagen!“

*Was für ein Satz
aus einem Mund wie diesem!*

„Artemis, meine Herrin, wird mich loben“, fügt sie rasch hinzu. „Starben nicht von ihrer Hand die sieben Töchter Niobes? Aus Rache wegen eines kleineren Verbrechens?“ Polyneikes sieht ihr ins Gesicht. Noch immer hält er ihren Arm umfasst. „Es handelte sich um die Ehre einer Göttin“, stellt er klar. „So auch in meinem Fall“, behauptet prompt Ismene. „Die Ehre ihrer Priesterin ist Artemis so heilig wie die eigene.“

Polyneikes zieht sie nah zu sich heran. „Du willst dich rächen!“, knurrt er rau. „Du, eine Frau, und ausgerechnet an dem Keiler! Ismene, leichter wäre es, dich selbst in eine Schlucht zu

stürzen, wie es Menoikeus tat.“ Ismene winkt ab. „Tot bin ich schon“, sagt sie, „mir kann nichts mehr geschehen. Was aber Tydeus anbelangt: Wie er mich zwang, bei ihm zu liegen, so zwingen ich ihn nun, mit mir zu sterben.“

Polyneikes sieht ihr lange in die Augen. „Ja“, sagt er, „ich verstehe.“ Er setzt sich wieder in Bewegung, doch bleibt es unbeirrt die Richtung *rückwärts*. Ismene wehrt sich heftig. Sie stemmt die Fersen in den Sand und macht die Beine steif. Polyneikes zieht sie mühsam, Schritt für Schritt. Schließlich bleibt er stehen und schaut sie wütend an. „Verstehst du nicht? Dies ist der Weg ins Lager.“ Und er erklärt ihr, dass er einen Schleichweg kennt, der weit ist, aber sicher.

„Vermutlich geradewegs in Chloes Zelt?“, vermutet rasch Ismene. Polyneikes grinst. „Adrastos hat Chloe das Zelt gegeben, das er für Antigone bauen ließ“, erzählt er. „Mein altes Zelt liegt gleich daneben. Du weißt wohl, dass von dort schon Menoikeus entkommen konnte.“ Ismene hat es nicht gewusst. „Sie hat für Menoikeus gelogen?“, fragt sie verblüfft. „Wie käme sie dazu?“ Polyneikes' Augen funkeln. „Mir fiel leicht ein Grund ein, weshalb ein Mädchen einen hübschen Jungen retten könnte“, meint er. „Denke nur an Medea und Iason, an Ariadne und Theseus, an ...“ Ismene fällt ihm fassungslos ins Wort. „Du meinst, dass sie ihn liebt?“ Polyneikes wird sehr ernst. „Wenn je eine Frau geliebt hat, dann sie“, sagt er und will nichts weiter sagen.

Die Frau des Bruders

Bevor sie den Palisadenwall erreichen und dort die Stelle, wo ein Balken lose ist, hält Polyneikes seine Schwester auf. „Es wird Zeit“, meint er, „zu sagen, was du tun willst.“ Ismene zögert keinen Augenblick. Ihr Plan ist lange fertig. „Ich weiß, dass deine Chloe die einzige Frau in Argos' Lager ist“, sagt sie. „So nehme ich wohl richtig an, dass sie den Keiler Tydeus pflegt?“ Polyneikes nickt. „Ich sage dir: Sie tut's nicht gern“, beteuert er. Das aber ist es nicht, worum es seiner Schwester geht. „Dann wird sie mit mir ihre Kleider tauschen“, sagt sie. „Und ich kann unbemerkt an Tydeus' Lager treten.“

Polyneikes atmet hörbar aus. „Du bist ...“, beginnt er unvollendet, „... das sieht dir gar nicht ähnlich. „Ich bin nicht mehr ich selbst“, erklärt Ismene knapp. „Und, Polyneikes, denk daran: Ich hege nicht die Hoffnung zu entkommen.“ Er schüttelt unzufrieden seinen Kopf. Aber er erhebt keinen weiteren Einwand. Schweigend führt er sie zu seinem Schlupfloch.

Die Mitte des Tages ist schon erreicht und neue Kämpfe werden ausgetragen. Das Lager ist nur schlecht bewacht und niemandem fällt auf, dass Polyneikes in sein Zelt schlüpft. Ismene folgt ihm, blass, jedoch entschlossen. Im Halbdunkel des Zeltes werden beide starr. Es ist schon jemand drinnen. Dann aber lächelt Polyneikes vor Erleichterung. „Chloe“, flüstert er. „Du solltest nicht ... so offensichtlich ...“ Die Frau seines Bruders lächelt voller Spott zurück. „Ich habe mein altes Leben, das tot war, zurückgelassen. Soll ich jetzt nicht leben, wie ich will?“

Auf einmal begegnen sich die Blicke der Frauen. Die eine ist auf dem Weg in den Tod, die andere zu neuem Leben. Sie werden einander niemals verstehen. „Chaire“, sagt Ismene und Chloe zieht die Brauen hoch und fragt ihren Geliebten: „Was bringst du sie hierher?“

Chloe trägt ihr Haar inzwischen schwarz und offen. Es fällt ihr lockig um die Schultern. Die blonde Farbe ist daraus verschwunden. Ismene sieht Chloes Gesicht zum ersten Mal seit ihrer

Kindheit ungeschminkt. Doch sie hat keinen Blick für Chloes Schönheit. „Polyneikes will, dass du mir hilfst“, sagt sie, bevor ihr Bruder spricht. Er legt den Arm vertraut um Chloes Hüften. Chloe sieht ihn fragend an. „Hast du für mich entschieden?“, fragt sie mit einer Spur von Schärfe. „Nein“, sagt Polyneikes mit einem seltsamen Blick auf seine Schwester, „sondern Ismene spricht für mich und dich.“

Sie sagen Chloe, dass Ismene heimlich Tydeus sehen will. Von dem Messer in Ismenes Gürtel schweigen sie. Gleichgültig gibt Chloe Polyneikes' Schwester einen weiten Umhang. „Ich dränge mich nicht nach dem Dienst an seinem Lager“, bemerkt sie kühl. „Ich wollte, mein Bruder hätte fester zugestoßen.“ Ismene hüllt sich ein. „Es ist schon gut, so wie es ist“, bemerkt sie rätselhaft.

Polyneikes sieht ratlos zu, wie sie sich vorbereitet. „Ismene“, sagt er ihr zum Abschied leise, „gegen alles Erwarten sind wir immer noch am Leben, alle vier. Warum willst nun ausgerechnet du die Erste sein ...?“ Er spricht nicht aus, was alle drei verstehen. Ismene legt ihm ihre kalte Hand auf seinen Arm. Dann huscht sie fort und er kann nur noch warten.

Mit Küssen lenkt Chloe ihn ab. Er aber hört nicht auf zu lauschen. Er ist darauf gefasst, dass gleich der Todesschrei des Keilers die Krieger aus der Schlacht ins Lager ruft. Noch bleibt es still. Dann aber wächst kaum merklich Spannung. Es klingt wie ein heimlicher, mühsam gedämpfter Kampf, gefährlich unter der Oberfläche. Polyneikes schiebt Chloe von sich und tritt an die verhängte Öffnung seines Zeltes. Bevor er öffnen kann, reißt eine harte Hand den Vorhang wild zur Seite. König Adrastos tritt ein. Im Nacken gepackt hält er Ismene.

„Welch eine Brut von Mördern und Verrätern seid ihr doch!“, bemerkt der König kalt. Ismene in seinem Griff macht sich steif. Der fremde Umhang ist verloren, das Kleid darunter blutbesudelt. Ihr selbst scheint nichts zu fehlen. „Worauf habe ich mich eingelassen“, fährt wild der König fort, „als ich von euch dem einen die Hand zur Freundschaft reichte!“

Chloe kniet bereits. Allein der Großmut des Königs verdankt sie, dass sie bei den Argivern sein darf. Sie hat ihm vorgemacht, sie brauche Schutz vor ihrem Mann. Auf keinen Fall soll er nun glauben, er habe sie und Polyneikes beim Ehebruch ertappt. „Herr, ich bin unschuldig“, ruft sie und lässt die Stimme zittern. „Die beiden überraschten mich und zogen mich zu sich herein. Sie nahmen mir den Umhang und sie drohten mir, dass ich nicht rief.“

Adrastos nickt ihr unaufmerksam zu. „Gewiss, mein Kind“, sagt er. „Du bist hier Opfer und nicht Täter. Wie auch der tapferste der Helden, Tydeus.“ Er winkt ihr hastig, „Geh“, und wendet sich an Polyneikes. Dabei entgeht ihm Chloes Blick, mit dem sie Polyneikes um Verständnis bittet. *Nicht meinetwegen*, sagen ihre Augen.

Nur deinetwegen.

Er ist der Vater deiner Frau.

Die Bedingung

Als Chloe fort ist, streckt Polyneikes seine Arme nach Ismene aus. „Seit wann vergreifst du dich an Frauen, Herr?“, fragt er, so ruhig er kann. Adrastos knirscht vor Zorn mit seinen Zähnen. „Seitdem es Frauen gibt“, entgegnet er, „die meine Krieger morden.“ Polyneikes wirkt überfordert. „Das hat Ismene sicher nicht getan“, versucht er einen lahmen Widerspruch. „Gewiss war Tydeus tot, bevor sie zu ihm kam.“ Ismenes Gesicht ist starr wie

eine Maske. Sie verzichtet darauf, zu sagen, wie lächerlich seine Behauptung ist. Mutter, denkt Polyneikes, jetzt ist sie ganz wie Mutter.

Zu Polyneikes' Verblüffung lenkt Adrastos plötzlich ein. „Gewiss“, sagt er und wirft beziehungsreiche Blicke auf das von Blut gezeichnete Gewand. „Wir könnten ... es so ... sehen. Wir könnten das Gerücht verbreiten, dem Lanzenstich des Melanippos sei Tydeus schließlich doch erlegen.“ Polyneikes schluckt. „Das wäre der Wahrheit sehr nah“, bemerkt er mit heiserer Stimme.

„Ich stelle eine Bedingung“, sagt Adrastos. Er tritt ins Innere des Zeltens und setzt sich auf das Lager. Ismene muss ihm folgen. Sie kauert neben ihm, gebeugt und scheinbar demütig. Ihr Gesicht jedoch sagt anderes.

Polyneikes konzentriert sich auf den König. Er hat ihn lange nicht so nah gesehen. Veränderungen fallen auf. Die Haare, einst nachtschwarz, sind nun von grauen Strähnen ganz durchzogen. Die Falten im Gesicht sind scharf, die Wangen hohl geworden. Unfrieden wohnt in seinen dunklen Augen, die sonst Gewissheit und Gelassenheit verrieten.

„Setz dich, Schwiegersohn“, sagt Adrastos, beinahe mild. „Denn ich will reden.“ Ihm und Ismene gegenüber nimmt Polyneikes Platz. Er hält den Blick auf den König gerichtet. Ismenes Starrheit tut ihm weh. „Als ich dir und Tydeus meine Töchter anvertraute“, beginnt Adrastos, „geschah es im Vertrauen auf die Götter, die mir befohlen hatten: Einem Löwen und einem Keiler solle ich die Mädchen geben. Ich war euch dankbar, dass ihr zu mir kamt, du, Polyneikes, und dein Schwager, der Keiler von Kalydon.“ Er schließt kurz die Augen, als ob die Erinnerung ihn schmerze. „Ich glaubte“, fuhr er fort, „ich sei es euch schuldig, euch beizustehen, zuerst in Theben, später auch in Tydeus' Stadt.“ Seine Augen suchen in Polyneikes' Gesicht. „War es falsch?“, fragt er.

Polyneikes ist auf diese Frage nicht gefasst. „Ich hätte dich nicht bitten sollen“, sagt er ehrlich. Adrastos' Züge entspannen sich. Er nimmt die Antwort kommentarlos hin. „Als wir nach Theben zogen“, fährt Adrastos fort, „trieben uns Stolz und Übermut. Der Gedanke, dass mein Kind bald Königin in Theben wäre, hat mir, ich gebe es zu, gefallen.“ Er räuspert sich. „Und er gefällt mir noch“, betont er.

Ismene regt sich nicht. In ihren Gedanken ist sie fort. Mag sein, dass sie zu ihrer Göttin spricht. Polyneikes fühlt sich unbehaglich einsam. „Was ist daraus geworden, Polyneikes?“, fragt Adrastos erschöpft. „Zuerst das lange Warten. Überfälle. Der Streit und Unmut in den Heeren. Tydeus, nicht du, begann den Krieg, der wie ein kräftiges Gewitter die dumpfe Atmosphäre klären sollte.“ Er verstärkt seinen Griff um Ismenes Nacken. Sie nimmt es hin, als spüre sie es nicht. „Zuerst betrog mich deine Schwester. Dann griff dein Bruder an. Du liebst mich im Stich. Und nun auch noch ... die Letzte ...“ Er schüttelt sie. Aber sie wankt nicht.

„Was ist daraus geworden?“, fragt Adrastos wieder. „Ein Morden, Töten, Sterben ohne Ende. Und niemals geben Thebens Mauern nach. Ich selbst trug dazu bei. Denn als dein Vetter Menoikeus mit mir verhandeln wollte und du mir sagtest, wer er war ... – und ich begriff, dass er, wie du, mich nur betrogen hatte, da stellte ich ihm eine Falle. Konnte ich ahnen, dass er sie entdeckte? Und dass er dann, verzweifelt oder trotzig, sein Leben für die Mauern gab?“

Polyneikes schweigt. Die Erinnerung kehrt wieder an jeden Abend, als er zum letzten Mal vor Argos' König stand. „Menoikeus lässt dir sagen, er will dich sehen, oben in der

Kadmosburg.“ Adrastos fragte: „Wer ist Menoikeus?“ Und Polyneikes fuhr mit seiner Botschaft fort. „Menoikeus lässt ferner sagen: Er hat Andreia und er gibt sie dir.“ Polyneikes hat Adrastos' Augen blitzen sehen und ärgerlich hinzugefügt: „Wer immer auch Andreia ist ...“ – „Das ... weiß ... ich ... wohl“, hat langsam der König erwidert. „Jedoch wer ist Menoikeus?“ Da glaubte Polyneikes, dass er sagen dürfe, was ohnehin sich bei dem Treffen zeigen musste. „Du hast ihn gesehen“, sagte er. „Er nannte sich ... *Hippolytos*.“ Adrastos hat kaum reagiert. Aber tief im Herzen hat Polyneikes es gespürt. Es war ein Fehler, das zu sagen.

Ein Fehler wie so viele.

„Herr“, sagt Polyneikes. „Davon weiß ich nichts. Jedoch: Wie finden wir ein Ende?“ Adrastos sieht Ismene an, dann seinen Schwiegersohn. Er holt tief Luft. „Dein Bruder und du“, sagt er. „Habt ihr vergessen, *wessen* Krieg wir führen? Habt ihr vergessen, dass alle Toten dieses Krieges *eure* Opfer sind? Sechs von sieben Fürsten sind gefallen. Ich als Einziger überlebe. Und ihr? Glaubt ihr, ihr kommt davon?“

Polyneikes hält dem scharfen Blick des Königs stand. Die Frage ist billig und recht. „Du kannst mich töten, Herr“, sagt er. „Ismene lass jetzt gehen. Sie tat, was sie tat, im Namen ihrer Herrin.“ Ismene bleibt auch hiervon unberührt. Adrastos' Züge zeigen Anerkennung. „*Das* kommt der Wahrheit nah“, sagt er. „Ismene lasse ich gehen.“ Er sieht sie wieder an. „Aber nicht gleich“, fügt er hinzu. Neu fasst er Polyneikes in den Blick. „Ich fordere dein Leben“, sagt er. „Doch anders, als du meinst.“

Er gibt Ismene einen Stoß. Dann nimmt er seine Hand weg und steht auf. „Ich will, dass ihr, du und dein Bruder, den Krieg nun wieder zu dem euren macht“, verlangt er laut. „Ich will, dass ihr, für alle, um die Krone kämpft. Und wie der Zweikampf endet, so sei der Krieg entschieden.“ Er hebt die Hand. „Geh“, sagt er. „Fordere deinen Bruder. Wenn euer Kampf beendet ist, sind eure Schwestern frei.“

Der Ruf des Jagdhorns

„Und so ist es gekommen“, sagt Mutter, beinahe kalt. „Ismenes Rache wurde teuer.“ Ich sehe sie verärgert an. „Es wäre so und so dazu gekommen“, behaupte ich. „Hast du denn nicht verstanden, dass deine Söhne längst den Ruf des Jagdhorns hörten? Vergebens unser Trotz. Vergebens aller guter Wille.“

Bevor wir streiten, lässt der Gott an Mutters Seite seine Lyra klingen. „Es war ein göttlicher Kampf“, sagt er. Dann singt er das Epos vom Kampf der Brüder. Ich habe es seit jenen Tagen oft gehört, nie ohne Groll und Schmerz. Ich schrecke zurück und will meine Ohren verschließen. Doch Apollons Stimme verbietet die Flucht.

Apollons Lied singt von dem Morgen, als Polyneikes und Eteokles ihr Versteck verließen. Zwischen Bäumen traten sie hervor und furchtlos stellten sie sich mitten auf das Schlachtfeld. Das Tor des Kadmos war geschlossen. Doch auf den Mauern lauerten die Schützen. Die Schlachtreihe von Argos stand. Und alle warteten gespannt auf das Signal.

Als man die Brüder sah, senkten sich alle Schilde. Die Namen wanderten von Mund zu Mund, gemurmelt erst, dann laut gebrüllt. Hass lag in den Stimmen, auch Bewunderung, vor allem aber Schrecken.. Eteokles hob seine Stimme. „Kreion!“, rief er. „Zeige dich!“ Sein Bruder rief genauso: „Adrastos, König von Argos! Komm, tritt vor!“

Gleichzeitig geschah beides. Kreion trat zwischen zwei Zinnen. Adrastos schob sich durch die Reihe seiner Krieger vor. „Hier bin ich“, sagte Kreion und ebenso sagte Adrastos: „Ich bin hier.“ Jubelnd grüßten die Krieger ihre Anführer. Den Feinden schleuderten sie Flüche entgegen.

Eteokles hob seine Hand. „Ihr kämpft“, rief er über den Lärm, „für eine fremde Sache.“ Allmählich wurden die Versammelten still. Er sprach laut aus, was viele dachten. „Im Kern“, fuhr Polyneikes fort, „ist dieser Kampf ein Streit der Brüder.“ Er sah Eteokles mit einem schiefen Lächeln an. „Mein Bruder ist ... sechs Stunden ... älter.“

Eteokles erwiderte sein Lächeln. „Mein Bruder ist dafür stets schneller“, sagte er leise. Kaum jemand hörte ihn. „Wie dem auch sei!“, rief er dann laut. „Wir wollten beide König sein, doch einer nur kann König werden.“ Eine Stille fiel über das Schlachtfeld, als sei es menschenverlassen. „Nicht ihr sollt diesen Streit entscheiden“, fuhr Polyneikes fort. „Schont euer Blut und rettet euer Leben. Nur Blut von Frevlern soll hier fließen. Denn Frevler sind wir, Drachenkinder.“

Ich spüre, dass Mutter zusammenzuckt. Aber sie wagt nicht, das Lied des Gottes zu unterbrechen. Weiter singt es davon, wie Polyneikes und Eteokles die Bedingungen des Zweikampfes nennen und wie Adrastos und Kreion damit einverstanden sind.

Fällt Polyneikes, wird Adrastos abziehen.
Fällt Eteokles, verlässt Kreion die Stadt.

„Und Polyneikes soll dann ... *König* sein?“, fragte da der Sohn an Kreions Seite, schwarzhaarig und blass. Kreion ballte seine Faust. „Es wird dazu nicht kommen!“, knurrte er. „Eteokles wird siegen.“ Er hob die Faust und drohte von der Mauer. „Schande und Tod für Polyneikes!“, schrie er laut. „Denn so, nur so, enden Verräter!“ In das Entsetzen, das die Zeugen lähmte, sprach er dann ruhiger: „Im Namen Apollons, des Weisen und Gerechten.“

Eine Tuba gab das Zeichen. Der Zweikampf war eröffnet. Die Brüder schauten einander an. Sie reichten sich die Hände. Die, die nahe standen, hörten, was sie sprachen, feierlich, im gleichen Takt.

Bruder, ich will König sein.
Doch niemals, Bruder,
falle ich dir in den Rücken.
Die Götter mögen mich hören.
Ihrer Rache bin ich verfallen,
wenn mein Versprechen
einmal zerbricht.

Sie legten ihre Mäntel ab. Dann auch die Schilde, Waffengürtel, Lanzen. Allein mit Schwertern traten sie einander gegenüber. Gemurmel erhob sich, als die Krieger die beiden Brüder kämpfen sahen. Beide waren geübt und gewandt, aber zu Heroen fehlte es ihnen an Wut und an Wucht. Sie wirkten wie zwei Jungen beim Spielen.

Sie kreuzten die Klingen und begannen mit leichten Attacken. Allmählich wurden sie schneller. Polyneikes machte den ersten Vorstoß, doch Eteokles parierte geschickt. Als er sich zurückzog, blutete Polyneikes am Arm. Eteokles lachte und rief: „Gibst du auf?“

Als Nächstes stieß Eteokles vor und Polyneikes parierte. Dabei streifte seine Klinge Eteokles' Hand. Blut tropfte zu Boden. Polyneikes lachte und rief: „Gibst du auf?“ Die Stimmen der Umstehenden verrieten wachsenden Unmut. Ein Spiel, kein Kampf – es blieb dabei. Dann, auf einmal, änderte sich alles. Eteokles schien zu wachsen. Ihn umgab beinahe göttlicher Glanz. Seine blauen Augen wurden heller, sein schwarzes Haar stob Funken. Er fasste das Schwert fester und schlug entschieden auf den Gegner ein. Es schien, dass er ihn nicht mehr kannte. Sein Blick verriet: Er wollte töten.

Jedoch so wie nach ihm, so griff das Feuer auch nach Polyneikes. Die dunklen Augen wurden hart wie schwarzer Marmor, die Haare brannten und der Körper wuchs. Und wie Eteokles, so hatte Polyneikes eine Aura. Sein Kampf war hart, sein Schwert war scharf und unparierbar wurden seine Schläge.

Was nun die Zeugen sahen, war wie ein Rausch aus Hieb und Stich. Es war kein Kampf, es war Verderben. Nie vorher und niemals später war solch ein Ringen je geschehen. So dass, als schließlich beide fielen, ein jeder leise sagte: „Gott sei Dank.“

Die Krone

Mutter und ich halten uns aneinander fest. In unserer Trauer um die beiden Brüder sind wir uns gleich und nah. Durch den geteilten Schmerz kehrt wieder ein Stück Herz zu mir zurück. „So ist der Fluch dann wahr geworden“, sagt Iokaste heiser. „Trotz allen guten Willens.“

Die Söhne der frevlerischen Verbindung
von Mutter und Kind
enden im gottlosen Kampf.
Sterben werden sie ruhmlos, beide,
von der Hand ihres eigenen Bruders.

„So scheint es“, sage ich. „Gewiss, so habe ich es stets gesehen.“ Ich werfe einen ersten offenen Blick hinüber zu dem Gott. „Doch dieses Mal verstehe ich es anders.“ Apollon runzelt die glatte Stirn und sieht mich forschend an. „Das war kein ... *gottloser* Kampf“, sage ich fest. „Nicht wahr, Herr?“

Apollon scheint vor mir zurückzuzucken. „Wenn du versprichst, es Hera nicht zu sagen ...“ Er beugt sich vor und flüstert nur verstohlen. „Gewiss, ich habe meinem Sohn von meiner Aura abgegeben ...“ Von Iokaste kommt ein Schluchzen. „Dem einen nur?“, fragt sie gequält. „Nur einer ist ja meiner“, sagt Apollon kühl. Jetzt spricht er so wie damals, als er mich so verletzte, dass ich ihn unbedacht verfluchte. Er begegnet meinem Blick. Da flackern seine Lider und seine Kälte ist wie weggezwickert.

„Jedoch, wie ich euch gerade vorgesungen habe: Die Brüder *teilten* miteinander, was ich dem *einem* gab. Am Ende kämpften beide wie die Götter und starben wie Heroen.“ Ich will ihm sagen, dass ich gerade dieses meinte, als ich den Kampf *nicht gottlos* nannte. Aber Mutter beginnt vorher etwas Neues.

„Dann ist es damit erwiesen“, murmelt sie unverständlich. Apollon scheint erneut erschreckt. „Erwiesen?“, fragt er nach. „Auch Polyneikes hat dein Blut“, sagt sie. „Nicht als vom Vater zwar, doch aber als vom ... Großvater.“ Sie nickt energisch. „Phoibos“, sagt sie, „Oidipous’

Vater, das bist du und nicht der stolze Laios.“ Sie lacht. Es ist ein bitteres Lachen. „Wir haben es bis heute nie genau gewusst“, erklärt sie mir.

Ich will es gar nicht wissen. „Ich gebe etwas anderes zu bedenken“, lenke ich rasch ab. „Eteokles und Polyneikes haben einander nicht *ruhmlos ermordet*, wie der Fluch sagt. Sie kämpften nicht im Zorn. Sie kämpfen für den Frieden. Sie starben, damit alle anderen leben. Für Ismene – auch wenn sie es gar nicht wollte.“ Ich atme tief durch. „Und deshalb haben unsere Mühen sich gelohnt. Meine Brüder haben ihren Schwur gehalten, vor mir und vor den Göttern.“

Apollons Aura leuchtet hell. Für diesen Augenblick ist alles Dunkel in der kleinen Kammer licht. Die Finsternis am Fenster kann uns nicht mehr schrecken. „Da hast Recht, Antigone“, sagt der Gott der Weisheit. „Du hast es recht erkannt und recht gesagt.“ Er greift in sein Haar und zieht ein Diadem heraus. Mir ist bis jetzt nicht aufgefallen, dass er es trug. Sogleich erlischt der silbrig goldene Schimmer seiner Aura. Ich sehe, dass das Licht nicht von Apolls Gestalt, sondern allein aus seinem Haarreif kommt.

Er reicht den Lichtkranz mir. „Nimm, Andreia Antigone“, sagt er feierlich, doch ohne Freude. „Dritte Dienerin der Hera. Du hast erkannt, wie Menschen Götter überwinden.“

Iokaste lässt mich los. Ich friere jäh. Und ich verstehe nicht ... Ich spüre nur: Apollons Krone will ich nicht. Ich hebe abwehrend die Hände. „Nein, bitte“, sage ich und klinge fast verzweifelt. „Das will ich nicht. Ich suche nichts als Trost.“ Iokaste sieht mich an. „Du suchtest Antwort“, sagt sie. „Wer aber fragt, braucht auch den Mut, die Antworten zu nehmen, wie sie sind.“

Apollon lässt den Lichtreif los. Ich rühre keinen Finger. Mein zweiter Name ist Andreia. Der helle Schmuck bleibt, wo er ist. So schwebt er zwischen uns, als Zeichen für den Graben zwischen Gott und Mensch. Ich stehe auf und gehe in der Kammer auf und ab. Ich weiß genug. Ich möchte nur noch ... *fort*.

„Ja“, sage ich und hebe meine Schultern, „ich weiß jetzt: Meine Brüder siegten. Bis heute wusste ich es nicht.“ Ich schüttele mein Haar zurück. „Es hätte vieles klar gemacht“, füge ich still hinzu. Iokaste geht mir nach und kommt zu mir. Sie legt mir Hände ums Gesicht und mustert meine Narben. „Du hast gehandelt“, sagt sie langsam, „als habest du es damals schon verstanden.“ Sie nickt und lässt mich wieder los. „Erzähle dieses Letzte noch aus deiner Sicht. Wir kennen nur den Mythos.“

Widerwillig denke ich zurück an jene heißen, alpträumhaften Tage. Adrastos hielt sein Wort und zog mit dem, was übrig war von seinem Heer, zurück nach Argos. Dass Theben ihm verwehrt, seine Toten zu begraben, hat ihn dabei nicht aufgehalten. Er konnte sicher sein, dass wir, mit Polyneikes, auch die gefallenen Argiver ehren würden, so wie es allgemein der Brauch verlangt. Auch Kreion schien, gemäß der Übereinkunft, gen Osten abzuziehen.

Fällt Polyneikes, wird Adrastos abziehen.
Fällt Eteokles, verlässt Kreion die Stadt.

Er ließ aber als seinen Stellvertreter Haimon in der Stadt, die nun auf einmal ohne König war. Ismene und Chloe kamen und brachten mir die Nachricht ...

Ich liege hilflos dort, wo meine Brüder mich zurückgelassen haben. Die längste Nacht liegt hinter mir. Ich höre sie noch, sehe sie noch: Polyneikes und Eteokles, erfüllt von Sorge um Ismene und um die rechte Wahl ...

Reh ist Reh.

Der Ruf des Horns unwiderstehlich ...

Wie haben sie zugleich den Tod gescheut! Wie hielten sie aneinander an den Händen. Von Abenteuern sprachen sie, von Wegen, die sie gingen. Von Träumen, die sich nicht erfüllten.

Wenn es Tag wird,

ist alles verloren.

Die Frage aber, wer von beiden überlebt, hat keiner in der ganzen Nacht gestellt. Sie wissen es, ich weiß es auch: Es gibt kein Überleben für den, der seinen Bruder tötet. Ich habe stumm an ihrem Elend teilgenommen. Selbst wenn ich hätte reden können, ich glaube, ich hätte geschwiegen. Es gibt nichts, was noch nicht gesagt ist, nichts, was nicht meine Brüder genau so gut wüssten wie ich.

Zum Abschied habe ich sie beide geküsst. Sie beugten sich über mich und nahmen mich fest in den Arm. Eteokles zitterte. Er küsste meine Stirn. Ich küsste seine Wange. Polyneikes war, wie immer, heftiger. Er riss mich an sich. Und küsste, wie schon einmal, meinen Mund. Ich habe diesen Kuss aus meinem Innersten erwidert.

Ich sah ihnen nach und wusste: Keinen von ihnen sehe ich wieder. Mir war, als ob ich in der Ferne Donner hörte. Mein Herz zerriss ein Blitz. Natürlich habe ich geweint. Doch erst, als sie mich nicht mehr sahen. Ich habe Hera gedankt für meinen gebrochenen Knöchel. Ich hätte es nicht ansehen mögen, wie meine Brüder kämpfen. Und doch weiß ich: Hätte ich laufen können – fernzubleiben hätte ich nicht über mich gebracht.

Ich drehe mich zur Wand und schließe meine Augen. Ich bin so furchtbar müde und erschöpft. Unwillkommen stellen sich Erinnerungen ein. *Meny, wie er an mein Lager kam.* Zweimal ging es mir wie jetzt und beide Male kam er. Heute kommt er nicht. Und niemals mehr ein drittes Mal.

Ich streichle seinen Mantel, der mich umfängt wie früher seine Arme. Ich frage mich, ob alles andere vergessen wäre, wenn Meny nur noch lebte. Ich weiß: So wäre es – und doch auch wieder nicht. Denn meine Brüder sterben.

Meny und sein Opfer.

Eteokles und Polyneikes – versucht ihr nicht das Gleiche?

Den Tod auf sich zu nehmen, damit andere leben.

Er ist damit gescheitert. Wird es euch besser gehen?

Ich öffne die Augen. Da ist ein leises Geräusch. Es klingt wie saches Tappen oder Scharren über Fels. Ich drehe mich um und sehe den Pfau. Ein wenig Wärme kehrt zurück in meinen Körper. Ich bin nicht vollkommen verlassen. Ich klopfe auf den Mantel, den ich bis an die

Schultern hochgezogen habe. Mit einem Satz springt mir der Pfau auf Brust und Bauch und während er da sitzt, erlebe ich mit Grauen, wie meine Brüder ihre Schwerter schwingen. Ich sehe sie tändeln wie Kinder. Ich sehe sie sich verwandeln und schlagen. Ich sehe sie fallen, beide zugleich.

Als Ismene und Chloe kommen, ist der Schmerz mir nicht mehr neu. Sie kommen herein und knien vor meinem Lager. Sie scheinen bei mir Trost zu suchen. Wie kommen sie nur darauf, dass ich helfen kann? „Wir haben alles gesehen“, sagen sie. „Ich auch“, entgegne ich still.

Chloe hat ihr Gewand zerrissen, ihr Haar ist wild zerzaust. Ihre Wangen tragen die Spuren der eigenen Fingernägel. Sie trauert, wie es einer Witwe zukommt. Um welchen der beiden, will ich nicht fragen. Im Herzen hoffe ich innig: *Um beide*. „Wie er da lag“, schluchzt sie, „im Staub, reglos. Er wirkte beinahe unversehrt. Aber die Klinge steckt im Herzen. Blut färbte seine Brust. Und Blut war auch ... an seinen ... Lippen.“

Ismene ist still. Aber sie kann weinen. Ich bin fast froh, ihre Tränen zu sehen. Wäre sie wieder hart und kalt gewesen, ich hätte sie gehasst. „So waren beide“, sagt sie schließlich. Sie sieht mich an. „Sie waren beide gleich.“ Ihr Blick hält meinen fest. „Ich musste tun, was ich tat“, sagt sie. „Antigone, bin ich schuld?“

Ich antworte nicht. Nicht einmal mit einer Geste. Natürlich ist sie schuld. Wie auch Tydeus. Wie Chloe und ihr Vater Eurybates. Wie Eteokles und Polyneikes selbst. Wie Kreion und ... *Mutter*. Ich denke an Meny und daran, wie gern ich für immer in der Grotte geblieben wäre.

Ismene und Chloe wollen nach Theben zurück. Sie sind gekommen, um mich zu holen. Ich starre sie an und kann es kaum glauben. „Allein schon, um Eteokles und Polyneikes die letzte Ehre zu erweisen“, sagt Ismene. Aber in meinem Kopf hat nur ein einziger Gedanke Platz. *Haimon ist König in Theben*. Er war mir von Anfang an nicht recht. Jetzt aber, da Meny tot ist: unerträglich.

Ismene packt bereits die wenigen Dinge, mit denen wir die Höhle eingerichtet haben. Ich habe noch nicht nein gesagt. Sie müsste es dennoch besser wissen. „Der Krieg ist aus, Antigone“, wagt sie zu sagen. „Polyneikes und Eteokles starben nicht vergebens.“

Haimon ist König.

Chloe überlegt, sich selbst in Polyneikes' Grab mit einmauern zu lassen. „Ich glaube, ich muss es tun“, sagt sie. „Mein Leben ist zu Ende, seit *er* den letzten Seufzer tat.“ Ismenes Miene ist missbilligend. „Wenn du einem folgen willst“, sagt sie, „dann wähle deinen Mann, Eteokles.“ Ich beobachte Ismene. Anscheinend hat es ihr geholfen, Tydeus zu erstechen. Anscheinend glaubt sie jetzt, das Leben kehre, wie Flüsse nach der Überschwemmung, zurück in die gewohnten Bahnen.

Mein Leben nicht. Nie mehr.

Haimon ist König.

Ich lasse es zu, dass sie mich in die Mitte nehmen. Wie auf dem Weg von Daphnes Haus zum Artemision, so stütze ich mich wieder links und rechts auf andere Schultern und humple einen Teil des Wegs auf einem Bein. Der Pfau geht mir voran. Er wirkt auf mich fast ungeduldig und immer wieder wendet er sich zu mir um. Er hat, scheint es, den gleichen Wunsch wie ich.

*Fort von Artemis.
Doch nicht zu Haimon.*

Wir nähern uns der Stelle, wo im Verborgenen der Pfad zur Kadmosburg beginnt. Ich lächle traurig, denn nun verstehe ich den Pfau. Er setzt sich mitten auf den Weg und bleibt da wie im Nest bei seiner Brut. Bei Hera, denke ich, sie sind ja nicht mehr da. Mein Meny nicht und nicht der Ort, der uns verband.

Und doch kann ich der Wahl des Pfauenhahns nicht widerstehen. An seiner Seite lasse ich mich fallen. Ismene und Chloe bücken sich hastig. Sie glauben, sie hätten mich nicht gut genug gestützt. Ich aber wehre alle Hilfe ab. Ich mache deutlich, dass ich bleiben will. Ich zeige ihnen, dass sie gehen sollen.

Chloe ist entsetzt, doch meine Schwester hebt am Ende nur die Schultern. „So war sie immer“, sagt sie Chloe. „Sie ließ sich lieber schlagen, als zu tun, was man von ihr erwartete.“ Sie lässt eine Decke und die Reste unserer Speisen neben mir zurück. Dann wendet sie sich ab. „Ich werde täglich nach dir sehen“, sagt sie, „wenn ich hinauf zum Artemision gehe.“ Ich lege einen Finger auf die Lippen und sehe sie beschwörend an. „Und keinem etwas sagen“, versteht sie und verspricht sie.

Sobald die Frauen fort sind, quäle ich mich vorwärts zur Ruine. Dort finde ich bestätigt, was die Brüder mir beschrieben. Ein Felsrutsch hat die halbe Burg mit sich hinunter in die Schlucht gerissen. Das Schlafgemach des Kadmos ist verschwunden und mit ihm auch das *Loch in Thebens Mauern*.

So weit es den Eingang des Teiresias betrifft.

Der Pfau ist ruhig an meiner Seite. Mit mir zusammen schaut er in die Schlucht. Dann aber hüpfert er zielbewusst dorthin, wo sonst der steile Pfad begann, der zwischen Büschen abwärts zu meiner Grotte führte. Ich schüttele stumm den Kopf. Bei Hera, sage ich ihm tonlos, das ist vorbei. Mit Meny ging auch meine Zuflucht.

Der Pfau ruckt aufgeregt mit seinem Kopf. Dann zeigt er mir sein Rad. Ich humple mühsam neben ihn und zwänge mich drei Schritt weit in die Büsche. Da sehe ich, was er meint. Es sieht im trüben Licht des Abends so aus, als sei an dieser Stelle der Berg wie durch ein Wunder fest geblieben. Es könnte sein, dass meine Grotte trotz aller Zerstörung ringsum doch stand gehalten hat.

Inzwischen ist es schon zu spät, um etwas Neues zu versuchen. Ich bette mich, wo ich gerade bin, auf Menys weiten Mantel. Unwillig sucht der Pfau sich Futter. Ich esse nichts und weine. Mir scheint, dass so und nie mehr anders das Leben sein muss, wenn der Liebste und die Brüder nicht mehr leben.

Am nächsten Morgen erreiche ich tatsächlich meine Grotte. Der Pfad ist unsicher und halb verschüttet. Ich weiß, dass ich den Hals riskiere. Warum auch nicht?, denke ich lebensmüde. Ich hebe meine Schultern und mache mich ans Werk. Der Pfau geht stolz und sicher vor mir her. Nur wenn *die Vögel* schreien, verharrt er, zitternd vor Entsetzen.

Schauerlich sind diese Vögel. Schwarz und unheilvoll umkreisen sie die Schlucht. Aasfresser. Geier. Nie waren sie in solcher Zahl beisammen.

*Frieden, Ismene? Noch lange nicht.
Haimon ist König in Theben.*

Endlich erreiche ich den schmalen Eingang meiner Grotte. Ein Teil von ihm ist abgebrochen. Die Büsche, die ihn bargen, sind gestürzt. Ein leeres, dunkles Loch gähnt mir entgegen. Und doch: *Ich kann hinein*. Der Pfau lässt keinen Zweifel. Er hüpfte voraus. Und schon ist er im Inneren verschwunden. Ich spüre, wie in mir die Freude wächst. Ein wenig wie Nachhausekommen ist es doch. Ich werde meine Hera wiedersehen.

Die Höhle mit dem See in ihrer Mitte hat sich im Innern nicht verändert. Die Luft ist frisch, und wärmend sickert Tageslicht hinein. Mein Lager ist noch da und auch die Hera. Ich knie mich als Erstes vor sie hin und bete ohne Worte. Erst später fällt mir auf, was mich beim ersten Anblick hätte wundern müssen. Zu Füßen der Göttin liegen Blüten. Sie sind nicht mehr ganz frisch, doch auch noch nicht vertrocknet. Vor kurzem noch muss jemand hier gewesen sein – und schmückte meine Hera.

Ich spüre, wie mich Zittern überkommt. Ich will es nicht und denke doch an Meny. Er liebte Hera so wie ich und kannte diese Höhle.

*Meny ist gestorben.
Haimon ist König in Theben.*

„Herrin“, flüstere ich tonlos, „du weißt, wer es war. Vielleicht ein Hirtenjunge oder ein Mädchen wie Daphne. Wer es auch war, er sei willkommen. Diese Blumen sind ein Zeichen. Ich bin doch nicht ganz verloren.“ Es kommt mir so vor, als leuchte das Licht von draußen auf einmal heller herein. Der Pfau gibt einen zarten Laut von sich. Es klingt wie leises Singen.

Ich bleibe nicht lange in meiner Höhle. Obwohl ich erschöpft bin, klettere ich den schwierigen Pfad noch einmal hinauf. Oben an der Abzweigung der Pfade will ich sein, wenn meine Schwester, wie sie sagte, wiederkommt. Es quält mich doch, dass ich nicht weiß, wie es um Theben steht – vor allem um das Totenfest für unsere beiden Brüder.

Ich sitze lange dort am Weg, bevor Ismene kommt. Sie trägt ein weites düsteres Gewand, die Haare sind zerzaust als Zeichen ihrer Trauer. Sie keucht, als sei sie rasch gelaufen. Sie setzt sich hastig vor mich hin. „Antigone“, sagt sie. „Es ist nicht alles, wie es soll.“ Ich sehe Tränen auf ihren Wangen und ihre Hände zittern. Die Lippen hat sie sich zerbissen. Ich schaue sie abwartend an. Was könnte schon sein, wie es soll?

Haimon ist König.

„Antigone“, sagt Ismene. „Die Argiver wurden getäuscht. Onkel Kreion hat die Stadt niemals verlassen. Es war Haimon, der durch das Tor des Kadmos zog, anstelle seines Vaters.“ Ich fühle, dass ich schreien will. Doch ich bin stumm und lasse es nicht zu. „Die Krone Thebens, Antigone“, sagt Ismene, „nicht Haimon trägt sie, sondern Kreion.“

Der größte Frevel

Es dauert eine Weile, bis ich die Schultern hebe, als sei die Nachricht ohne Wert. Mein Lächeln kommt mir angestrengt und bitter vor.

*Ob Kreion oder Haimon:
Es ist nicht, wie es sein soll.*

Ismene zupft nervös an ihrem Kleid. „Das Volk ist voller Angst“, sagt sie. „Nach aller Grausamkeit und Härte dieses Kriegs folgt nun des Friedens Schrecken.“ Ich sehe sie ungläubig an.

*Was denn nur?
Was kann noch kommen?*

„Prozesse“, sagt Ismene. „Kreion behauptet, es habe Verräter gegeben, die insgeheim auf Polyneikes’ Seite waren. Sie werden nun gesucht, gefangen und bestraft.“ Ich verziehe das Gesicht. Kreion. Ich kann ihn vor mir sehen, mit hartem Blick, das Abbild seines Gottes in der Hand. Ich spucke auf den Boden. Ismene ist entsetzt.

Ismene sagt, dass Kreion kaum erlauben wollte, dass sie zum Artemision geht. Und dass er dringend wissen wollte, wo ich mich wohl verborgen hielt. „Auch Haimon will es wissen“, betont sie. „Er ist zurück und stets an Kreions Seite.“ Das wundert mich nun wirklich nicht. Haimon und sein Vater halten stets zusammen. „Ja“, bekräftigt meine Schwester. „Haimon sucht dich. Dennoch hat er sich bei Kreion für mich eingesetzt.“ Ihre Stimme klingt dankbar. „Ohne Haimons Hilfe hätte ich die Stadt nie mehr verlassen.“ Sie greift nach mir und legt die Hand auf Menys Umhang. „Haimon meint es gut, Antigone“, sagt sie beschwörend. „Ich glaube, er ist fromm.“

*Fromm! Haimon!
Genauso gut könnte sie sagen:
Haimon hat hellbraune Locken.*

Ich sehe mich verstohlen um. Ich kenne Haimon besser. Was, wenn er sie nur gehen ließ, um ihr dann heimlich nachzuspüren? Hinter mir ist eine tiefe, grasbewachsene Senke. Beim Kommen bin ich fast hineingestürzt. Jetzt werfe ich mich mit einem Schwung zurück und rolle mich hinab, bevor Ismenes Hand mich halten kann. „Antigone!“, ruft sie entschlossen. Sie springt mir nach. Zweige und Blätter schließen sich und bilden über uns ein Dach.

Ich bin auf meinem kranken Bein gelandet. Der Schmerz lähmt meinen Körper. Dennoch gelingt es mir, Ismene rasch zu packen. Ich presse eine Hand auf ihren Mund. Sie ist verblüfft genug, sich nicht zu wehren. Ich deute an, dass sie nach oben lauschen soll.

Da nähern sich tatsächlich Schritte, leise und hastig klingen sie und doch zugleich auch hart. „Haimon?“, flüstert sie mit großen blauen Augen. Ich nicke knapp. Wer sonst? Ismene hält den Atem an. Ich frage mich, was sie nun fürchtet. Ertappt zu werden und bestraft. Oder für mich, dass der, den ich nicht liebe, seine Hände auf mich legt?

Die Schritte schleichen weiter. Der Suchende hat nichts von uns und unserer Flucht bemerkt. Bevor wir aber sicher sind, hören wir erneut Bewegung auf dem Pfad. Der diesmal kommt, ist nicht auf Heimlichkeit bedacht. Er rennt. Und als er gerade bei uns ist, beginnt er auch zu rufen. „Haimon!“, ruft er, „Herr!“ Dann höre ich Haimons Stimme, die der seines Bruders so herzerreißend ähnlich ist. „Was soll das?“, fragt er scharf. „Willst du mich verraten?“

„Verzeih, Herr“, sagt der andere. Er keucht vor Eile und vor Angst. „Jedoch dein Vater – die Götter seien ihm gnädig – verlangt, dass du sofort vor ihm erscheinst. Er sagt, verzeih, er hat

verboten, dass du die Stadt verlässt.“ Ich höre Haimon schnauben. „Er wird mich einsperren müssen“, sagt er rau, „um dieses Verbot durchzusetzen.“ Als Nächstes höre ich Waffenklirren. „Ich fürchte, Herr“, sagt streng der Diener, „das wird er tun. Und Schlimmeres.“ Und Haimon seufzt. „Wie Recht du hast.“ Dann gehen beide den Weg, den sie gekommen sind, zurück. *Ich bin kein Held*, narrt mich die Stimme der Erinnerung.

Ismene und ich verharren lange reglos. „So viel zu Haimons Frömmigkeit ...“ Ismene sagt, was ich doch denken müsste. Ich aber bin nicht bei der Sache. Seine Stimme zu hören, Haimons Stimme, die auch Menys Stimme ist – es hat mich tief berührt. Ich friere. Und mir scheint, dass ich bedaure, dass er gegangen ist. Voll Abscheu weise ich mich selbst zurecht.

*Haimon ist der Falsche.
Ganz und gar der Falsche.*

Der Zweite? Nicht einmal der Zweite. Der Feind. Der Gegner. Hassenswert. Ich sage mir, dass nur die Stimme mich eine Weile den Verstand verlieren ließ. Wie taub und blind lasse ich mir von Ismene helfen. Sie zieht mich wieder auf den Weg.

Wir sitzen uns noch einmal gegenüber. Ismene ringt die Hände. Sie denkt nach. „Und wenn schon!“, sagt sie plötzlich. „Dass er mir nachschlich, zeigt doch nur, wie ernsthaft er dich will!“ Sie sieht mich an. Ich sehe Trotz in ihren Augen, der meinem Trotz gewachsen ist. Doch ich verziehe keine Miene. „Antigone“, sagt sie. „Gib endlich nach. Heirate Haimon. Vielleicht kannst du ... für Theben ... damit viel Gutes tun.“

*Noch ein Opfer, Ismene?
Wann hört es endlich auf?*

Ich schüttele stumm den Kopf. Dann male ich mit dem Zeigefinger ein Pi und ein Epsilon auf die Erde. Ich will, dass sie erzählt, welche Zeremonien es für unsere Brüder geben wird. „Dreitägige Spiele“, sagt Ismene kühl, nachdem sie eine Weile vorgegeben hat, nicht zu verstehen, was ich will. „Für Eteokles und alle gefallenen Thebaner.“

Ich ziehe die Brauen zusammen. Für Eteokles, gewiss. Ich deute auf das Pi. Was aber, was ist mit den anderen? Mit den Argivern und mit Polyneikes? Als Ismene nicht antwortet, stemme ich mich mithilfe meines Stockes mühsam hoch. Ohne dass sie mich hindert, humple ich zu dem Ort zurück, von wo ich einst für einen Blinden auf Theben und die Feinde niedersah.

Da liegt es wieder, Theben. Die Mauer steht für alle Ewigkeit. Nur eines der sieben Tore ist geöffnet, das kleinste, nah der Schlucht. Das Schlachtfeld vor dem Kadmostor sieht kahl und elend aus. Verstreut, in unbestimmbar großer Zahl, sitzen darauf die Geier. Kreischend schreien sie und sperren ihre Schnabel auf. Es dauert eine Weile, bis ich begreife, was sie tun. Es ist zu furchtbar, als dass ich es fassen kann.

Die Geier fressen ... Tote.

Das Aas, von dem sie sich vor meinen Augen nähren, das sind die Körper der Gefallenen. Ein Hauch von Pest steigt zu mir auf. Die Männer von Argos liegen unbedeckt im brennenden Licht des Sonnenballs. In ihrer Mitte aber ... *Polyneikes*. „Bei Strafe“, sagt Ismene hinter mir, „bei Todesstrafe ist es verboten, Argiver und *Verräter* zu bestatten.“

Ich habe mich zur Seite gewandt und übergeben. Ismene hat mir nicht geholfen. Sie hat sich hastig verabschiedet und ihren Weg dann fortgesetzt, den Weg zu einer Göttin, die kalt und stumm sein wird, selbst angesichts von solchem Frevel.

Ich bleibe sitzen. Ich rühre mich nicht und warte. Wenn Haimon nochmals käme, er ginge wohl vorbei und hielte mich für einen Stein. Es dauert lange, bis Ismene wiederkommt. Vielleicht hat sie gehofft, dass ich nicht warten würde. Aber ich sitze vor ihr. Ich halte sie fest. Ich wollte, ich könnte reden. Ich starre sie an.

Was sagt deine Göttin?

Was wirst du zu Kreion sagen?

„Siehst du es endlich ein?“, fragt mich Ismene. „Nur wenn du Haimon ... zu Gefallen bist, kannst du ihn dazu bringen, dass er bei seinem Vater für die Toten spricht.“ Ich spüre Kälte. Hitze. ... *Hass* ...? Ich möchte sie schlagen. Und weiß doch: Sie weiß es nicht besser.

Noch ein Opfer, Ismene? Wozu?

Denn auch wenn Haimon auf mich hörte – wann hätte er es je getan! – und Kreion dann auf Haimon, was wäre noch übrig von Polyneikes, um es zu bestatten? Ich lasse meine Schwester los. So viel macht ihre Antwort klar: Sie wird nichts unternehmen.

In der Verzweiflung des Nachmittags habe ich zum ersten Mal wieder an Theseus gedacht. Theseus von Athen, den König, der glaubte, es könne *gute* Kriege geben. Vielleicht wäre er der Mann, solch einem Frevel ohne Eigennutz ein Ende zu bereiten. Doch auch dieser Gedanke führt zu nichts, wenn unten schon die Geier Mahlzeit halten.

„Kommst du jetzt?“, wagt Ismene zu fragen. Ich wehre ärgerlich ab. Ich werde kommen. Aber allein. Und anders, als sie denkt.

Zwei Nächte

Ich breche ab und sehe Mutters heimlichen Geliebten an. „Ich dachte, ich könnte es allein erzählen“, sage ich und hebe kraftlos meine Schultern. „Vielleicht aber würde auch hier das Epos helfen ...“ Iokaste sieht verärgert aus. Sie will jetzt keine Unterbrechung, so lange nicht, bis Polyneikes Frieden hat. „Wie ich dir sagte“, fährt sie auf, „der Gott dient nicht der Dienerin.“ Apollon aber hat die Lyra schon bereit. „Iokaste“, sagt er, „waren wir nicht weiter? Sagten wir nicht, sie sei in Wahrheit meine Enkeltochter?“

Er tanzt mit den Fingern über die Saiten und webt aus dunklen Klängen eine Nacht. Harte, abgehackte Töne malen das Geröll, durch das der halb zerstörte Pfad sich in die Tiefe windet. Der Schatten eines Mädchens ohne Licht stolpert dort Schritt für Schritt hinab. Sie ist allein und hat doch gerade genug Hilfe, um dieses Wagnis durchzustehen: zum einen einen Umhang, den ihr ihr Liebster ließ; zum anderen einen Stock, der ihr als Krücke dient. Schließlich als Drittes noch den Vogel, der vor ihr hergeht wie ein Führer. Es ist ein großer, stolzer Pfau und seine lange Schleppe schleift im Staub.

Das Bild zerbricht, als dann die Töne langsamer und lauter werden. Das letzte Licht verschwindet und mit ihm auch die Hoffnung. Der Hauch von Tod und Pest breitet sich aus. Die letzte Hoffnung schwindet. Das Leben ist verloren. Wenn noch Bewegung ist in der

Musik, dann sind es falsche Töne. Schrill und so spitz wie Geierschnäbel. Zerfetzt klingen die Schreie, zerfetzt sind die Kadaver, die ungeborgen preisgegeben sind.

Iokaste schreit und windet sich in meinem Arm. Die Lyra webt ein neues Bild. Die Mauern Thebens öffnen sich dem Blick. Im Thronsaal brennen Fackeln. Aber sie rußen und ihr Licht ist schwärzlich dunkelrot. Der König kann in dieser Nacht nicht schlafen. Wie in allen Nächten seit dem Tod des Sohns flieht ihn der Schlaf und nur die Schatten sammeln sich am Kopf des königlichen Betts. Auf einem Kissen neben ihm ruht Thebens Krone. So sehr er sie ersehnte, so wenig kann sie ihn jetzt trösten, wenn er bedenkt, was er verlor. Er betet zu Apoll. „Herr, du weißt, ich will ein guter König sein.“

„Du weißt es“, entgegnet ihm der Gott: „gut zu sein erfordert Opfer.“ Kreion stöhnt gequält. „So heißt du gut, was ich für Theben tue?“, flüstert er. „Für Theben?“, scheint der Gott zurück zu fragen. „Für Theben.“ Kreion klingt, als ob er schwört. „Und ebenso für dich.“ Da kommt es Kreion vor, als weiche der Gott und fliehe voll Entsetzen den Palast und auch die Stadt.

„Dann bleibt mir keiner“, erkennt Kreion und schließt den Panzer um sein Herz. Denn gerade erst sind seine letzten Boten heimgekehrt und haben ihm gemeldet, der Prinz sei nirgendwo zu finden. Die letzten Spuren aber, die Prinz Haimon hinterlassen habe, wiesen ohne Zweifel nach Athen.

Kreion seufzt. Gewiss, er hat mit seinem Sohn gestritten. Es ging um die Argiver. Er hat nicht nachgegeben. Doch nie im Leben hätte er erwartet, wie weit der Junge ging. Zu fliehen. Und den Vater ... *zu verraten?* „Ich habe Recht!“, ruft Kreion laut. „Man darf nicht milde sein! Denn hinter jeder Säule lauert der Verrat. Und schließlich auch ... *im eigenen Haus.*“ Er trinkt den Becher Wein, den ihm ein Diener bringt, in einem Zug. Der Wein schmeckt süß und klebrig. Kreion denkt an Blut. Dann endlich sinkt er unruhig in einen quälenden Schlaf.

Apollons Lied lässt Morgen werden. Die Sonne brennt schon beim Erwachen. Es wird ein heißer, schwüler Tag. Kreion erwacht mit schmerzenden Gelenken und einem schweren, dumpfen Kopf. Zwei Diener schlägt er, weil sie ihm im Wege sind. Er eilt durch die Halle und alle, die ihn kommen sehen, weichen aus. Er gibt im Weitergehen Befehle. Es kommt ihm vor, als ob man eine Neuigkeit vor ihm verbirgt. Er nimmt sich nicht die Zeit zu fragen. Als Erstes will er die Verräter sehen, draußen vor den Mauern. Wie schändlich und erbärmlich. Ein Zeichen für alle, die untreu sind.

Auf der Mauer, nah beim Kadmostor, hat Kreion Wachen aufgestellt. Sie haben ihre Augen abgewandt. Den Blick aufs Schlachtfeld scheuen sie. Kreion hingegen lässt die Blicke gierig schweifen. Das schauerliche Bild tut seinem harten Herzen gut. Dann aber wird er starr. Er hat nach ... *Polyneikes* gesehen. Eine Decke ist über den Toten gebreitet. An den Rändern ist sie mit Erde und Steinen beschwert. „Eurybates!“, schreit der König voller Zorn. „Eurybates soll kommen!“

Kreion weiß, dass Eurybates' Tochter Chloe geschworen hat, den Frevler zu bestatten. Sie isst nicht mehr und trinkt nicht mehr und droht sich umzubringen. Er hat darüber gelacht. *Frauen werden nicht gehört.* An diesem Morgen weiß er: Er hätte Chloe einsperren sollen.

Eurybates ist während der Kämpfe um Theben alt geworden. Im Ringen des letzten Tages hat er seinen Sohn verloren, den tapferen Melanippos. Die Tochter hat er unglücklich gemacht. Er riet von Polyneikes ab und hoffte auf Eteokles. Das trieb den Bruder in den Kampf. Eteokles hat nicht erfüllt, was er versprach. Weder an Theben noch an Chloe.

Als Eurybates sieht, was ihm der König zeigt, atmet er auf. „Nimm es als Zeichen, König“, rät er. „So viel Würde verdienen alle, die im Kampf gefallen sind.“ Kreion aber schäumt vor Zorn. „Du wagst es, gegen mein Gebot zu sprechen?“, fährt er den Edlen an. „Gib Acht, dass du nicht endest so wie sie!“ Er deutet auf die Toten. Das Licht des Sonnenwagens bringt Fäulnis und Verstümmelungen ohne Mitleid an den Tag. Kreion verdächtigt Chloe, Polyneikes zugedeckt zu haben, doch Eurybates schwört dagegen. „Ich habe sie in ihrer Kammer eingeschlossen“, sagt er, „um sie vor ... diesem Anblick zu bewahren.“

„Geh!“, befiehlt Kreion dem Grauhaarigen. „Geh und nimm die Decke von Polyneikes' Leib. Tust du es nicht, so musst du sterben.“ Eurybates lächelt bitter. „Glaubst du wirklich, dass mich der Tod noch schrecken kann? Ich folge meinem Sohn. Ich kann es kaum erwarten.“ Kreion wiederholt die Weisung. Da zerreißt der Edle sein Gewand. „Töte mich“, sagt er. „Und lerne: Deine Macht hat Grenzen.“ Kreion zieht bereits das Schwert. „Und deine Tochter“, sagt er langsam, „teilt das Grab mit ihrem Mann Eteokles.“

Als der Sonnenwagen den Zenith erreicht, brennt seine heiße Last erbarmungslos auf tote, angefressene Leiber. Auch der von Polyneikes ist dabei. Die Decke liegt gefaltet unter seinem Kopf. Sie nützt ihm nicht. Aber sie zeigt: Er ist mit Ehre liebevoll gebettet. Dieses Letzte sieht der König nicht. Er ist mit sich und seiner Königsmacht zufrieden.

Nur einen Tag und eine Nacht kann Kreion sich des grausigen Gehorsams freuen. Denn früh am nächsten Morgen zeigt sich erneut das ihm verhasste Bild: Die Decke liegt auf Polyneikes' Leichnam, bestreut mit Blüten überdies. „Diesmal bring die Decke mit!“, befiehlt er Eurybates. Der Alte zieht ein Tuch vor sein Gesicht und geht. Das Leben seiner Tochter ist ihm mehr wert als des Toten Würde und die eigene.

Die Decke wird sogleich verbrannt. Und Chloe wird verhört und eingesperrt. Der Vater kann ihr nur den Tod ersparen, nicht aber König Kreions harte Hand. Chloe sieht krank und elend aus. Sie zittert vor Kummer und Schwäche. Die letzten Worte, die der König zu ihr sagt, bevor sich hinter ihr Gefängnistore schließen, sind eine unheilvolle Drohung. „Sieh zu, dass du es überlebst. Denn stirbst du, stirbt mit dir dein Vater.“

Als es nach einem brennend heißen Tag allmählich wieder Abend wird, zieht Eurybates vor die Tore. Denn Kreion hat befohlen, dass er wachen soll und jeden, der den Toten heimlich naht, gefesselt vor den König bringt.

Die dritte Nacht

Die Lyra webt erneut das Dunkel einer Nacht. Der Pesthauch steigt zum Himmel. Die Vögel streiten um die Beute. Tartaros selbst ist ein freundlicherer Ort als dieses Feld der Toten. Der alte Mann hat sich in Tücher eingehüllt und atmet nur durch alkoholgetränkten Stoff. Es ist bekannt, dass Todesnähe krank macht. Zudem erzeugt sie Würgen.

Er sitzt an einem toten Baum und lehnt sich an den Stamm. Er setzt die Hirtenflöte an und spielt beschwörend, um Erinyen fern zu halten. Er weiß, sie müssen nahe sein, wo Tote so geschändet werden. „Nicht ohne Not“, versichert er den Rachegöttinnen und ihrer Herrin Hekate, „reiche ich die Hand zu solchem Frevel. Doch um mein Kind zu schützen. Denn dies ist jedes Vaters aller heiligste Pflicht.“

Im fahlen Licht des schwindenden Mondes nähert sich eine verhüllte Gestalt. Ihr Gang ist unsicher und schwankend. Ein Hahn geleitet sich und sie schwingt einen Stock. Eurybates zuckt zusammen und setzt die Flöte ab. „Herrin“, flüstert er, „nicht ohne Not ...“ Er weiß, er steht nun vor Gericht. Die Fremde tritt schweigend zu Polyneikes' verlorener Gestalt. Dann nimmt sie ihren Umhang ab und breitet ihn darüber. Er weiß, sie segnet, wenn sie auch nicht spricht, und wartet schweigend, bis sie endet.

Dann aber steht er auf und zieht das Schwert. Als sie den Kopf enthüllte, hat er gesehen, wer sie ist. Keine Unsterbliche ist sie, auch wenn sie den Erinyen ähnelt. Wild und zerzaust ihr rotes Haar, bleich das Gesicht, narbenentstellt, die Nase ein wenig gekrümmt. Ihr Atem geht keuchend. Sie weint nicht.

„Prinzessin Antigone“, sagt Eurybates und richtet das Schwert auf ihre Brust. „Ich muss dich verhaften. So lautet König Kreions Befehl.“ Sie rührt sich nicht. Sie starrt ihn nur an. Ihr Blick erinnert an Chloe. Die Augen sind ebenso leer und ebenso fern. Sie scheinen den Tod längst zu sehen, auch wenn sie noch leben.

Eurybates zögert noch. „Weißt du von dem Verbot, die Toten zu bestatten?“, fragt er unbehaglich. „Es steht darauf die ... Todesstrafe ...“ Noch immer bleibt sie unbeweglich. „Ich hoffe aber, dass der König sie an seiner Nichte nicht vollzieht“, fügt Eurybates noch hinzu. Da verziehen sich ihre Lippen. Sie lächelt hart und bitter.

„Wenn das nicht ebenso Selbstmord war wie der, den du mir vorgeworfen hast“, sagt Iokaste in die Töne des Lyraspiels hinein. „Keine Flucht“, betone ich. „Es war die Tat der Hoffnung.“ Die Lyra schweigt. „Des Trotzes“, verbessert mich Apoll. „Der Liebe“, sagt unerwartet Iokaste. „Ich bin dir dankbar, dass du Polyneikes diese Liebe tatest.“ Sie umarmt mich und mein Herz fährt fort zu heilen. Dann aber schaudert sie. „Es fällt mir schwer zu glauben, wie furchtbar mein Bruder ... verloren war“, sagt sie leise. „Der Tod seines Sohns ...“ Ich fahre ihr über den Mund. „Es war schon früher in ihm“, sage ich. „Als er zum ersten Mal in Theben herrschte, hat er bereits gemordet und erpresst.“

Mutter braucht auf einmal Abstand. „Ich verteidige ihn nicht“, sagt sie. „Und doch ... habe ich ihn einmal lieb gehabt. Damals, zu Laios' Zeiten, als er mir half, zu Phoibos zu entkommen.“ Ich erinnere mich an den jungen Wächter mit dem schwarzen Umhang. „Es ist ein Wunder, dass er dir half“, bemerke ich. „Er verriet seine Grundsätze. Er hat dich nicht verstanden.“ Leise füge ich hin: „Und ich, wenn ich ehrlich sein soll, verstehe es auch nicht. Warum hieltest du dich nicht von Phoibos fern?“ Iokaste und Apollon tauschen einen tiefen Blick. „Soll ich sagen: Liebe?“, fragt Iokaste leise. Der Gott nickt. „Liebe macht Unsterbliche sterblich“, sagt er, „unsterblich aber Sterbliche.“

Seine Worte berühren mein Innerstes. Noch immer hängt der Lichtkranz zwischen uns. „Mich aber“, sage ich nachdenklich, „hat *enttäuschte* Liebe unsterblich gemacht.“ Mutter betrachtet nur ihre Hände, als sie langsam sagt: „Kreion ließ dich einmauern. Mit deinem toten Bruder Eteokles. Du aber warst ... lebendig.“ Ich schließe die Augen und finde Worte für die Erinnerung, die mich bis heute verfolgt.

Lebendig begraben

Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt. Noch immer sehe ich ein Stück Himmel. Ich bin gefesselt. Es wäre nicht nötig gewesen. Ich habe mich nicht gewehrt. Ich habe still gehalten. Ich hätte nicht weglaufen können. Mein Knöchel ist noch längst nicht heil. Er wird nun nie mehr heilen. *Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt.*

Selbst wenn ich hätte fliehen können, ich hätte nicht gewollt. „Gibst du auf einmal auf?“, hat Chloe mich gefragt. Sie und Ismene haben mich in meiner Haft am letzten Tag besuchen dürfen. Sie haben mich nicht getröstet. Sie haben mich gequält. „Wo bleibt denn dein berühmter Trotz?“, hat Ismene noch hinzugefügt. Ich habe sie nur angestarrt. Siehst du denn nicht, Ismene? Jetzt zu sterben, das ist wahrer Trotz!

Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt. Aber ich kann schon fühlen, wie es sein wird. Die Luft wird knapper werden, immer knapper. Es wird jedoch zu lange dauern. Ich habe mein Messer. Ich werde nicht warten. Die Front des Grabmals ist aus Marmor. Die Rückwand aber und die Kuppel sind aus Ziegeln. Ich muss befürchten, dass da Ritzen bleiben. *Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt.* Es wird zu lange dauern. Die Zeit wird reichen zu verzweifeln. Nein, darauf werde ich nicht warten.

Ich stehe neben dem Sarg. Eteokles ist bei mir. Er gibt mir Trost. Auch wenn er tot ist. Ich denke an den Tag, der unser Leben zerstörte. *Verflucht!*, hat damals Eteokles geschrien. *Wir sind verflucht.* Ismene hat sich an mir festgeklammert.

Ismene überlebt es. Sie. Nicht ich. *Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt.* Auf Augenhöhe bleibt ein letztes Loch. Der Sonnenwagen hat den Weg vollendet. Ich werde ihn nicht wieder sehen.

Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt. Ich höre, wie der Lärm verebbt. Die letzten Stimmen sterben. Es scheint, dass über Nacht die letzte Lücke offen bleibt. Wie kann ich dann ersticken? Der Sterben wird noch länger dauern ... Wie gut, dass ich mein Messer habe!

Ich denke, dass ich seit dem Tag, als Oidipous die Krone niederlegte, schon Stück für Stück und Stein für Stein in diesem Grab verschwand. Die Luft zum Atmen wurde immer knapper. Und heute fehlt nur noch der letzte Stein.

Nacht kommt und Sterne werfen schwaches Licht auf meines Bruders Sarg. Ich stehe neben ihm, gefesselt an Händen und Füßen. Ich mag mich nicht setzen. Ich will noch stehen. *Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt.* Ich denke an die Nachmittage, die ich im Haus verbringen musste. Am Webrahmen, mit Nähen oder Sticken. Ich denke an den engen Gang, nachdem der Zugang sich geschlossen hatte. Ich denke an die enge Kammer, in die mich Haimon sperrte.

Als sich die Stunden dehnen, kommen andere Gedanken. Wasser, wie es schmeckt, wenn man in tiefen Zügen trinkt. Brot, frisch und warm. Sein Duft und sein Versprechen. Sogar der alte, harte Käse des blinden Sehers fällt mir ein. Die Trauben, halb vertrocknet. Wie gut das alles war. Es war ja Leben.

Ich winde meine Hände in den Fesseln. Ich spüre, es wird Zeit, Bewegungsfreiheit zu erlangen. Ich sehne mich, mein Messer in die Hand zu nehmen. Noch nicht zu sterben, nein. Doch wissen, dass ich's kann. *Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt.*

Die Knoten lösen sich erstaunlich leicht. Erleichtert fühle ich die Fesseln fallen. Ich reibe meine Handgelenke und sehe in dem schwachen Licht: Sie sind verletzt. Auch das wird nie mehr heilen. Ich ertaste die geheime Falte in meinem groben Kleid. Da ist das Messer, alt und schäbig. Es muss mir dienen, einmal noch.

Auf einmal zerreißt eine Stimme draußen die Stille vor dem Grab. „Wer da?“, ruft laut ein Wächter. Da erst erfahre ich, dass draußen einer steht, der wohl mein Sterben überwacht. *Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt.* „Ich bin es nur“, entgegnet flüsternd eine zweite Stimme. „Ich lobe dich, du bist auf deiner Hut.“ Ich höre, wie der Wächter seine Lanze auf den Boden schlägt. „Prinz Haimon“, sagt er furchtsam. „Verzeih, ich habe dich nicht gleich erkannt.“ Schritte kommen leise näher. „Dann ist es wahr“, fragt Haimon, „dass meine Braut in diesem Grab vermauert ist?“

Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt. Ich lache leise. Stolzer Haimon, nun wirst du deine Hände nie mehr auf mich legen. Ich erwäge, ob sich dafür das Eingemauertwerden lohnt. „Befehl des Königs, Herr“, antwortet steif der Wächter. „Und sein Befehl ist auch, dass niemand an die Mauern darf.“ *Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt.* „Das gilt ...“, sagt Haimon scharf, „natürlich ... nicht ... für ... mich.“ Ich höre eine hastige Bewegung und einen dumpfen Schlag. Die Stimme des Wächters schweigt. Ich ahne, dass er nie mehr sprechen wird.

„Andreia!“ Ich höre meinen Namen durch die Mauer. *Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt.* Ich kann nicht antworten. Ich will es nicht. Ich presse mich an die Wand. Draußen fallen Steine, vielleicht ein Haufen mit den Resten von dem Bau. Ich hoffe: Haimon ist gestürzt. Ich höre jedoch keinen Schmerzenslaut und keinen Fluch. Es bleibt dann eine Weile still. Ich denke, er ist fort.

Das Loch, durch das ein Schimmer Sternenlicht auf meines Bruders Marmorhülle fällt, verdunkelt sich. Ich hebe meinen Kopf und sehe ... *schwarzes Haar.*

*Haimon, kannst du mich nicht in Ruhe lassen?
Kannst du mich nicht in Ruhe sterben lassen?*

„Andreia!“ Er ruft noch einmal meinen Namen. *Der letzte Stein ist noch nicht eingesetzt.* Wie gut, dass ich nicht sprechen kann! Ich muss mich nicht entscheiden, ob ich Antwort gebe. Ich schweige und ich rühre mich nicht. „Geliebte“, sagt er, „ich habe dich so sehr gesucht. Als du nicht in die Grotte kamst und als mein Vater den Verstand verlor, ritt ich zu Theseus nach Athen. Eben kehre ich zurück und finde, draußen bei den Toten, meinen Umhang ... und höre, was mit dir geschehen ist. Andreia, bitte sprich ...“

Das Grabmal beginnt sich zu drehen. Andreia. Er hat mich Andreia gerufen. Und dann, beim dritten Mal: *Geliebte.* Der Schwarzhaarige da oben ...hat er in Wahrheit ... braune Locken ...? Auf heiße, strahlende Freude folgt kalter, dunkler Zorn. *Der letzte Stein wird sich gleich schließen.*

Der Schwarzhaarige da oben ist nicht Haimon. Es ist Meny. Meny mit trügerisch gefärbtem Haar. Welch eine Täuschung, welch ein böser, feiger Plan. Seinen Bruder hat er in den Tod gesandt, weil er nicht sterben wollte. *Ich bin kein Held, Andreia ...* Nein, fürwahr, das bist du nicht. Dann aber lass dich nicht als Helden feiern! Leichenspiele hat Kreion gegeben für seinen selbstlos tapferen Sohn.

*Weil nun des Königs erster Sohn
für seine Stadt als Opfer
in den Tod gegangen ist.*

Ob Kreion diese Wahrheit kennt? Oder täuschen ihn die schwarzen Haare? Mich täuscht du nicht mehr, Menoikeus, du *Prinz von Theben*. Bleib draußen. Komm ja nicht herein. Ich hebe den Arm mit dem Messer. Ich richte die Spitze auf mein Herz. Ich umfasse mit beiden Händen das Heft.

Oben am Loch entsteht eine Bewegung. Etwas Schweres fällt, hindurchgequetscht, mit Kreischen und Flattern vor meine Füße. Heras Pfau. Er ist gekommen, mich zu retten. Ich hole aus und steche zu. Ich spüre einen jähen Schmerz. Ich sehe das Sternenlicht schwinden. Der letzte Stein fällt auf das Loch. Das Grabmal ist geschlossen. Ich aber bin nicht drin. Ich bin schon lange draußen.

Die vierte Frage

„Drei Tage hat es noch gedauert“, sagt Apollon, „bis Theseus kam und Kreion zwang, die Toten zu bestatten. Drei Monde lebte deine Schwester noch. Dann starb sie an dem Kind, das Tydeus sie gezwungen hatte zu empfangen. Drei Jahre trauerte die stolze Chloe. Dann nahm sie ihren Sohn Eteokles und fand in Aigileos, Prinz von Argos, einen neuen Ehemann. Kreion blieb einsam auf seinem Thron in Theben sitzen. Erinyen jagten ihn bei Tag und Nacht. Und niemand heilte seine Wunden.“ Er erhebt sich und schultert seine Lyra. Es scheint, als wolle er fort.

Der Lichtkranz ist noch zwischen uns.

Ich sehe ungewiss auf Mutter. „Ich habe eine Frage ...“ Die Kehle wird mir eng und trocken. *Eine Frage, die ich niemals stellen wollte.* Mutter hebt abwehrend die Hand. „Drei Fragen waren dir gewährt, Antigone. Auf jede fanden wir die Antwort. Mehr darfst du nicht verlangen.“ Dann wiederholt sie, was einst Hera sagte: „Auch dem Trotz, Andreia, ist ein Maß gesetzt.“ Apollon öffnet die Tür. Er tritt hinaus und zieht sie zu.

Der Lichtkranz ist noch da.

Auf einmal wandelt meine Mutter sich. Vor meinen Augen hellt ihr Haar sich auf, bis es so blond wie Weizen ist. Zöpfe sind, was vorher Knoten war. Die Augen werden blau und rund und zeitlos glatt die helle Haut. „Herrin“, sage ich scheu. Der Thron ist fort und auch Apollon.

Der Lichtkranz ist noch da.

Das Zimmer ist, wie es zu Anfang war, bei meinem ersten Schritt hinein. „Wie ist es Ihnen denn ergangen?“ Sie lächelt. Ihr Blick ist prüfend und scharf. „Eine bemerkenswerte Frage, Andreia“, sagt sie, „nach allem, was *dir* widerfahren ist.“ Ich lege meine Hand an meine Brust, links, dorthin, wo das Herz ist. Sacht und gleichmäßig ertaste ich den Schlag. Zugleich ist da ein wehes Ziehen. Es spricht von Mutter, Vater, meinen Brüdern, von Ismene und, ach ja, am meisten doch von Meny. „Mein Herz hat überlebt“, bemerke ich. „Und es ist nicht aus Drachenzahn.“

Der Lichtkranz ist noch da.

Der Blick der Königin der Unterwelt wird weicher. „Du siehst“, sagt sie, „der Drache hat gehorcht und hat gewartet, bis deine Fragen Antwort fanden. Kannst du in Frieden nun ... zurück?“

Zurück? Ich zucke erschrocken zusammen. Zurück zu Hera? Mit was für Antworten! Dass das Orakel nicht böser Wille war, sondern die Hoffnung, Iokaste Schlimmes zu ersparen? Dass Iokastes scheinbare Untreue Liebe war und Apollon der Vater ihrer Kinder? Dass Hekate allein das Unheil wollte? Dass sie aus Schwäche, Täuschung und fehlendem Vertrauen ein Netz wob, das am Ende unentrinnbar war?

Der Lichtkranz ist noch da.

Ich strecke meine Hand aus. „Wie, wenn ich dies ... der Herrin brächte?“ Persephone runzelt ihre Stirn. „Ein Zeichen für Apollons Niederlage?“, fragt sie zweifelnd. „Die er sich selber prophezeite?“

Der Sohn, den Laios von Iokaste ertrotzt,
wird seine Mutter lieben, wie er nicht soll,
und seinen Vater trotzig erschlagen.

Ich zögere. „Ich gab mein Wort, es nicht bekannt zu machen“, fällt mir ein. Dann nimmt ein Plan Gestalt in meinem Innern an. „Könnten Sie denn möglich machen“, frage ich, „dass ich auf leichtem Weg den Tartaros verlasse?“ Persephone taucht die Nase in einen Strauß von wilden Rosen. „Auf leichtem Weg, Andreia?“, fragt sie. „Das kann mir nur gelingen, wenn leicht dein Herz und heil die Seele sind.“ Ich senke meinen Blick. Sie hat mich klar durchschaut.

„Dann, Herrin, gehe ich allein“, entscheide ich bestimmt. Ich weiche aus und gehe rasch zur Tür. Ich öffne und ich bin darauf gefasst, dass sie, *dass etwas*, mich nicht lassen wird. Doch nichts geschieht. Ich spüre nicht den kleinsten Widerstand. Ich eile weiter. Die Tür schließt sich mit einem Knall. Ich renne und ich halte fest. Denn in der Hand umklammere ich, leuchtend und warm, den Lichtkranz, Zeichen für Apollons Schwäche.

Der leichte Weg

Ich folge den Spuren des Sonnengotts. Sie sind wie ein silbriger Faden, der durch die düsteren Gänge zum Licht führt. So fühlte Theseus sich, als er im Kampf den wilden Minotaurus einst besiegte. Da gab es einen Faden, der ihm den Ausweg wies, heraus aus jenem Labyrinth des Todes, in die Arme einer Retterin.

Doch ist es nicht mein erstes Ziel, den Tartaros zu fliehen. Was ich in Wahrheit möchte, ist: Phoibos meine letzte Frage stellen. Ich biete ihm den Lichtkranz. Zum Tausch gegen ein Lied. *Der Gott singt nicht für eine Dienerin.* Mutters Antwort ist mir unvergessen. Aber der Lichtkranz wäre ein Pfand. Für diesen Lichtkranz könnte er es tun.

Und was, meine trotzig Enkelin, möchtest du wissen?
Herr, es geht noch immer um die Frage des Vertrauens.
Um deine Liebe, Andreia?
Natürlich um meine Liebe, Herr.

Darum, ob Meny seinen Bruder opferte?
 Und darum, ob er mich ... verraten wollte.
 Du weißt: Andreia heißt die eine weiße Stute.
 Ich weiß auch: Menoikeus ist nicht gestorben.

Ich habe einen Fetzen Stoff. Ich habe ihn lange missachtet. Im Laufen hole ich ihn hervor. Ich fand ihn in der Grotte. Damals, als zu Heras Füßen frischen Blüten lagen. Es sind Buchstaben darauf geschrieben. Mit roter Farbe, vermutlich mit Blut.

*Geliebte, erinnere dich an dein Wort:
 Ich will mich wehren. Doch nie gegen meinen Geliebten.*

Ich laufe Apollon nach, in einer Hand den Lichtreif, in der anderen Hand den Fetzen.

Herr, wie konnte ich denn ahnen ...?
 Was denn, Andreia?

Wie konnte ich ahnen, Herr, dass Meny selber diese Worte schrieb? Er, der als toter Held gefeiert wurde? Wie konnte ich denn ahnen, dass er in Wahrheit lebte? Und seinen Bruder sterben ließ?

Der Gott nimmt seufzend seine Lyra. „Du hättest mein Lied nicht unterbrechen sollen“, sagt er streng. Er schlägt die Saiten und läuft weiter. Die Lyra bringt mich noch einmal in jene Nacht zurück, in der mein Onkel Kreion nach der Krone griff ...

Das Grabmal des Teiresias ist nun geschlossen. Allein steht Kreion da. Dass Haimon fern im Schatten des Gemäuers steht, hat niemand, auch sein Vater nicht, bemerkt. Die Krone Thebens hat Eteokles auf einem Marmorsockel abgelegt. Und Kreion starrt sie an und streckt die Hände danach aus. Er greift aber nicht zu. Es ist, als ob er sich im letzten Augenblick besinnt.

Da liegt die Krone. Wie ein Fluch.

„Haimon wird mir bleiben“, sagt Kreion leise vor sich hin. Dann fällt er plötzlich auf die Knie und bricht in bittere Tränen aus. Und weiß, er weint um Menoikeus.

„Vater“, sagt in seinem Rücken die Stimme seines Sohns. „So höre, Vater: Von heute an wird Thebens Mauer auf ewig fest und sicher stehen.“ Kreion hebt den Kopf und dreht sich langsam um. „Mein Sohn ...“ sagt er und hebt die leeren Hände.

Er sieht Menoikeus kommen. Die braunen Locken sind von Staub und Blut bedeckt. Doch ohne Zweifel lebt er. „Du hast dich ... nicht geopfert?“, flüstert Kreion. Er wischt die Tränen fort. Menoikeus tritt näher. Doch keiner von den beiden streckt die Arme aus. „Natürlich nicht“, sagt vorwurfsvoll der Prinz. „Du weißt, das war ein böser Spruch. Ich wusste Besseres zu tun.“ Da seufzt sein Vater und gibt der Krone einen Stoß. „Und wieder nicht“, sagt er. „Und wieder wird nicht wahr, was ich erträumte.“

„Vater“, sagt Menoikeus, „höre doch. Es muss ja niemand sterben. Es gab im Berg einen geheimen Gang. Das war das Loch in Thebens Mauern. Kraft und Schweiß hat es gekostet, es

zu schließen, jedoch nur wenig Blut.“ Kreion schaut ihn an, dem Brüllen nah. „Du hast ein solches Loch gekannt ... und hast es nicht ... gemeldet?“ Heiser vor Fassungslosigkeit ist seine Stimme. In seinem Kopf hallt laut das Wort Verrat.

„Ich hatte meine Pläne“, sagt Menoikeus steif. „Sie hätten mich zu einem Friedenskönig machen sollen.“ Nur kurz verliert er seine Ruhe. „Der aber, dessen Hilfe ich erhoffte, war nicht so edel, wie er schien. Adrastos zog es vor, mir einen Hinterhalt zu legen!“ Er senkt den Kopf. Als er ihn wieder hebt, sind seine Augen hart. „Jetzt, Vater, habe ich keine Hoffnung mehr. Ich gebe auf und überlasse es dir.“ Kreion schüttelt sich. „Menoikeus“, sagt er, „das ist ungeheuerlich. Und überdies: zu spät. Wenn nicht mein Sohn ein Opfer bringt, kann ich nie König werden.“ Menoikeus lächelt bitter. „Es *ist* ein Opfer, glaube mir. Es schmerzt mich mehr als sterben.“

Sie sehen, wie ein Schatten rasch davonläuft. „Haimon!“, ruft Menoikeus. „Ach, lass ihn doch“, meint Kreion müde. „Was immer ich auch tue: Haimon lauscht. Warum auch nicht? Er ist auf meiner Seite.“ Menoikeus nickt. „Ich weiß. Und beide seid ihr ... gegen mich.“

Er denkt mit Schmerzen an den Tag. An Tydeus, den Mörder. An Antigone, und wie er mit ihr floh. Wie Polyneikes für ihn Kapaneus erschlug und wie in ihm die letzte Hoffnung wuchs: Es könnte doch gelingen, mit Argos einen Bund zu schließen. Ein Pferd wollte er geben für eine Krone, die ohne Blut errungen und in Gerechtigkeit getragen wird.

Dann war Antigone verschwunden, und als er von der Suche wiederkam, warteten statt Argos' König Argos' Krieger. Wäre er nicht allzu spät gekommen, sie hätten ihn gefangen.

Er hört einen Schrei und glaubt sich selbst zu hören. „Haimon!“, ruft neben ihm sein Vater. Dann rennen sie beide. Der Schrei kam von der Mauer, von dort, wo jenseits nichts ist als die tiefe Schlucht. Als Kreion und Menoikeus oben stehen, sehen sie zwischen den schroffen Klippen einen Körper. Die Dunkelheit der Nacht verbirgt barmherzig Einzelheiten. „Vater“, sagt Menoikeus mit zitternder Stimme. „Jetzt hast du ... dein Opfer.“

Kreion hat die Wache angeherrscht, sie solle schweigend öffnen. „Ich suche meinen ersten Sohn“, hat er gesagt und Menoikeus vor sich durchs Tor geschoben. Sie tragen beide dunkle Tücher, die auch den Kopf verhüllen. Nur eine Fackel nimmt Menoikeus mit.

Die Schlucht ist schon bei Tag gefährlich. Des Nachts kann auch der Kundigste sich leicht zu Tode stürzen. Menoikeus geht voran. Die Stelle, wo sein Bruder liegt, hat er sich eingepägt. Mit fliegender Hast weist er den Weg. Dass Kreion nicht gut klettern kann, darauf will er nicht achten.

*Mein Bruder, was hast du getan?
Es war nicht nötig.
Nicht für Vater. Und keinesfalls von dir.*

Er kniet, als er den Bruder findet, einen reglosen Körper mit blutigem Haar. Die Glieder sind zerbrochen, der Hinterkopf zertrümmert. „Kein Leben mehr“, sagt er dem Vater. Und beugt sich über das Gesicht, das starr zum Himmel weist. Kreion legt den Kopf auf Haimons Brust. Jetzt gelten seine Tränen ihm. Da regt sich plötzlich der beinahe schon Tote. „Vater“, flüstert er. „Hab ich es ... gut gemacht?“

Kreion hebt den Kopf und sieht ihn an. „Mein Haimon ...“, sagt er heiser. „Nein“, sagt Haimon. Seine Stimme ist nur noch ein Hauch. „Nein, Vater, bitte ...“ Er hebt die Hand, doch sie gehorcht ihm nicht. Er sieht von Menoikeus zu Kreion. Dann nur noch in die Fackel. „Ich will ... der Erste ... sein ...“, bringt er als Letztes noch hervor. Dann ist er tot.

Der Tausch

Ein Fauchen und ein Brummen stört die Trauer, reißt Vater und Sohn aus dem Schmerz. Auf einmal stürmt durch Schlucht und Nacht ein wildes Tier heran. „Ein Bär!“, schreit Kreion und springt auf. Er zieht das Schwert, bereit zum Kampf. „Kein Bär“, sagt Menoikeus und zieht sich still zurück. Er hat im Fackelschein dem Tier ins Angesicht gesehen. Jenseits von Klauen und von Zähnen, wie Dolche lang und scharf, ist da eine verzerrte Fratze, die Rache in Person. Er weiß, dass Schwert und Schild vor ihr nicht schützen werden.

Er hält die Fackel hoch und hofft, dass Feuer selbst Erinyen schreckt. Der Vater schlägt sich tapfer. Doch scheint es, dass die Bestie ihn kaum bemerkt. Sie weicht ihm aus, schlägt aber nie zurück. Ihr Angriff gilt allein dem Toten. Was Kreion auch versucht und Menoikeus mit seiner Fackel: Die Bestie ist unbeirrt. Sie reißt den Körper fast entzwei. Sie beißt und krallt sich fest. Und erst, als sie selbst will, beendet sie den Angriff und lässt los.

Kreion stellt sich ihr noch einmal in den Weg. Er ist vor Schmerz und Zorn halb wahnsinnig. Mit aller Macht stößt er das Schwert herab. „Nimm das dafür“, schreit er, „dass du ein Opfer schändetest!“ Die Bestie schüttelt sich. Die Klinge zischt an ihr vorbei und tut ihr keinen Schaden. „Weh, Kreion“, hört Menoikeus auf einmal hohe, schrille Stimmen kreischen. „Wir kommen noch zu dir, doch später ... später ...“ Der Ruf hallt von den Felsen wieder. Doch er allein hat ihn gehört. Kreion sinkt kraftlos zu Boden. Die Schwert entfällt der Hand. Die Bestie ist verschwunden.

Menoikeus dreht sich um und sieht nach seinem Bruder. Sein Blick wird starr. Er schluckt. Er hüllt sich tiefer in den Umhang und bläst die Fackel aus. „Vater“, sagt er. „Sieh nicht hin.“ Er wendet sich und übergibt sich. Denn was die Furie zurückgelassen hat, ist ohne Kopf.

Kreion trägt die Reste seines Sohnes die Schlucht empor und in die Stadt. Er hat sie in den Umhang eingehüllt. Es brennen Fackeln in den Mauern. Die Nacht ist früh zu Ende. Thebaner stehen und schauen entsetzt auf den verlorenen Zug. Ein Vater und zwei Söhne. Mehr Unheil, als ein Lied besingen kann. „Der Erste“, ruft Kreion ein ums andere Mal, „der Erste meiner Söhne!“ Er hält das blutige Bündel hoch. „Ein Opfer für die Stadt.“

Der andere Sohn, der zweite, verhüllt in seinem dunklen Mantel, schweigt. Sein Vater hat es ihm befohlen. „Den letzten Wunsch des Toten wirst du ehren“, hat er ihn drohend angefleht. „Er starb, damit das Wort, das ich gegeben habe, wahr wird: *Des Königs erster Sohn ging für den Vater und die Stadt als Opfer in den Tod.* – So sei nun du der Zweite. Er war es lange genug.“

Ich bleibe stehen. Ich krümme mich. „Er hat sich nicht gewehrt.“ Die Lyra ist verklungen. Apoll ist nicht mehr da und nicht der Lichtkranz, den ich ihm versprach. Apoll hat seinen Willen noch bekommen. Wie Kreion. Der verfluchte Kreion.

Meny, wo bist du?

Ich möchte ihn trösten. Hätte ich alles gewusst! Ich brauche Trost und will ihn trösten. Und bin verlorener, als ich jemals in meinem Leben war. Wenn ich ihn gerufen hätte. Damals, auf dem Weg zu Daphne. Wenn ich ihn gesucht hätte, damals, als ich den Fetzen fand. Wenn ich ... ihn ... gehört hätte, damals, als der letzte Stein noch nicht vermauert war.

„Herr!“, schreie ich. „Erbarmen! Ich weiß ja nicht einmal, wie er ... gestorben ist!“ Ich fange an zu laufen. Ich muss den Gott noch einmal fragen, noch einmal wiederfinden. Wie konnte ich die Frage, die letzte Frage nur vergessen? Weil sie die Antwort in sich trägt, sagt mir im Herzen eine leise Stimme. Wie konnte er noch leben, als er dich so trotzig sterben sah? Wie konnte er denn anderes tun, als folgen? Dir? Seiner Liebe?

Wir sterben nicht ..., narrt mich eine Erinnerung. Wann habe ich so unbedacht gesprochen? Und Meny hat mich übertroffen: *Und wenn wir sterben, lebt sie weiter ...*

Wer: sie?
Die Liebe, Andreia, unsere Liebe.

Ich merke zu spät, dass es keinen silbrigen Faden mehr gibt, der mich führt. Die Spuren des Gottes sind verwischt. Verweht, als seien sie nie da gewesen. Ringsum ist nichts als Dunkelheit. Der Tartaros. Das Nichts.

Leichten Herzens und mit heiler Seele, hat Persephone mir gesagt. Bedingungen der Rückkehr. Nicht für mich. Da müsste ich mit einer anderen tauschen, die lieben und vertrauen könnte. Ohne zu fragen, ohne zu trotzen.

Ismene. Nein, Ismene nicht.
Schon gar nicht Hippolyte. Oder Chloe.
Mutter, denke ich. Mag sein, vielleicht und gegen jeden Anschein: Mutter.

Ich lächele und komme einige Schritte voran. Aber wieder überwältigt mich der Schmerz und ich spüre die Verzweiflung des Vergeblichen. Zu spät, Meny. Vergangen und verloren.

Hekate wird zufrieden sein.

Hekate. Ein Gedanke wie ein Blitz. Ich wehre mich. Nicht sie. Die Dunkle niemals wieder. Sie hat bekommen, was sie wollte. Sie muss nun Iokastes Kinder nicht mehr quälen. Ich klammere mich an alles, was ich weiß. Dass *eine* lebt, die größer ist als sie. „Herrin!“, rufe ich und zum ersten Mal, seit ich das Licht des Götterbergs verlassen habe, rufe ich laut nach der, die mich in ihren Dienst nahm. „Königin Hera, retten Sie mich!“

Es bleibt dunkel um mich her. Ich aber laufe weiter. Ich male mir aus, was die Königin tun kann. Kann sie ... vom Tod erwecken? Kann sie ... Meny finden? Ihn holen und mir ... wiedergeben? „Herrin“, bete ich, „mach ungeschehen, was geschehen ist. Gib mir die Kraft zurückzugehen, von Kreuzung zu Kreuzung, damit ich neu und besser wähle. Vom Ende her, Herrin, lass mich den Weg nun ... weise gehen.“

Es ist noch dunkel. Aber mir scheint: Das Dunkel wird heller. Ich überhöre die klare Stimme, die mich mahnt. *Dem Trotz ist ein Maß gesetzt, Andreia. Er wird dir zerbrechen ...* Ich überhöre sie. Ich will nicht darauf hören. „Herrin, komm!“, rufe ich. „Zeig deine Macht!“

Es ist hell. Ich sehe den Ausgang des Tartaros vor mir. Es wird nicht mehr lange dauern. Einige Schritte noch, nur eine Weile ... Aber wollte ich nicht ... *etwas anderes?* Auf einmal tritt mir eine Frauengestalt in den Weg. Ich kenne dieses rötliche Haar, diese ruhigen Züge, das helle Grau ihrer Augen. „Herrin!“, rufe ich. „Wie gut, dass Sie kommen!“ Trotz meiner Freude fühle ich auch Scheu und Angst. Wird sie mir Vorwürfe machen?

Zu meiner Erleichterung lächelt sie und winkt mich näher. „Andreia“, sagt sie, „ich will tun, was du erbittest.“ Ihr Lächeln vertieft sich. „Ich will meine Macht zeigen.“ Die klare Stimme in mir murrte. Aber das will ich nicht hören. „Wirklich, Herrin?“, flüstere ich ergeben. „Dann darf ich ... Meny wieder sehen?“ Die Göttin hebt während ihre Hände. „Das ist nicht schwer“, sagt sie. „Er hat mir immer treu gedient. Wie dich ließ ich auch ihn am Leben.“

Ich atme hastiger. Es ist leichter, als ich es erwartete. Und doch ...

*Musste sie mich ... so lange
im Ungewissen lassen?*

Ihre Stirn verfinstert sich, als sie meine Gedanken liest. „Zweifelst du an mir, Andreia?“, fragt sie streng. „Niemals“, flüstere ich. Die Stimme in mir widerspricht. „Nimm dich in Acht“, sagt mir die Göttin drohend. Dann dreht sie sich zum Gehen und ruft mir kalt zu: „Komm!“

Mit Befremden nehme ich wahr, dass wir uns vom Ausgang des Tartaros wieder entfernen. Die Göttin wählt uns einen anderen Weg, der in neue Tiefe und Dunkelheit führt. Ich will fragen, aber ich beiße mir auf die Zunge. Sie ist bei diesem Wiedersehen nicht zuverlässig freundlich. Und außerdem: Wenn dieser Weg zu Meny führt, darf er so dunkel sein, wie er nur will. Ich frage nicht danach. Wenn es um Meny geht, will ich nie wieder fragen.

„Herrin ...?“ Mir scheint, wir gehen weit und offenbar in großer Eile. Unbedacht habe ich den Mund geöffnet und wiederum entfährt mir eine Frage. Hoffnungslos, Andreia, schelte ich mich selbst. Die Göttin tut zu meiner Freude, als habe sie mich nicht gehört. Das scheint mir großzügig, doch meine innere Stimme knurrt.

Der Preis

Dann plötzlich weitet sich der Blick. Die Decke hebt sich, Himmel wölbt sich über uns. Ich atme auf. Wir stehen auf einer grünen Koppel, soweit das Auge reicht, ist helle, frische Wiese. Ich sehe, dass ich meiner Herrin Unrecht tat. Sie führte mich nicht tiefer in den Tartaros. Sie kannte vielmehr einen leichten Weg hinaus.

„Herrin!“, rufe ich und es ist keine Frage mehr. „Ich kenne diese Wiese. Phoibos Apollon half mir, sie zu sehen. Hier grast die Sonnenstute. Und Menoikeus ... hat sie gepflegt.“ Die Göttin wendet sich mir zu. „Geduld, Andreia“, mahnt sie sanft. „Bevor du deinen Preis erhältst, musst du ihn dir verdienen.“ Sie will sich setzen und sogleich erscheint aus Nichts ein Thron, gewaltiger und prächtiger als der in ihrem Pfauturm. Davor, die Fußbank, ist für mich. Ich kauere mich darauf und warte.

Ich fühle mich unsagbar müde, als sie vom Preis und vom Verdienen spricht. *Es war schon allzu viel*, will ich ihr sagen. Die innere Stimme meldet sich: Das sollte sie auch ohne Worte

wissen ... Wenn es um Meny geht, versichere ich mir rasch, ist keine Qual zu groß und kein Preis je zu hoch.

Die Göttin hat mich scharf beobachtet und wieder liest sie, was ich denke. „Gut“, sagt sie, „wenn du also glaubst, es sei bereits genug gewesen, so sage mir, was du auf deinem Weg erfahren hast.“ Ich sehe sie mit großen Augen an. Die drei Fragen und ihre Antworten ... – sie scheinen so fern und so vergessen.

„Gewiss“, sagt die Göttin, „hast du gefunden, dass Götter ... *nichts taugen*.“ Ich zucke zusammen und denke an den Lichtkranz, den Apoll so mühevoll zurückerobert hat. „Wie hilflos ist ihr guter Wille!“, ruft die Königin. „Sie wollen Gutes, doch ihr Gutes bringt den Sterblichen nur Unheil. Dann fluchen ihnen die Sterblichen und nennen sie schlecht, obwohl sie doch in Wahrheit nur ... *versagen*.“ Die kleine Stimme in mir widerspricht. *Nichts taugen ... versagen ...*

Wann hätte Hera jemals so gesprochen?

Mich aber lenkt ein Bild ab, das sich mir im Rücken meiner Herrin zeigt. Die Stute, wild und sanft zugleich, weiß wie der Schnee auf dem Haimon, stürmt über die Koppel mit dem Wind. Sie scheint zu fliegen und zu schweben. Andreia, denke ich.

Für Meny ist das Götterpferd ... wie ich!

Ich habe Heras Worte kaum gehört, sie klingen aber richtig. Auch wenn ich ... *schonender* gesprochen hätte ... „Nicht wahr“, fasst sie jetzt nach. „Du hast es so gefunden.“ Ich nicke hastig. „Ja, gewiss.“ Und hebe meine Hand. „Doch sehen Sie: Da ist das Pferd. Darf ich denn hoffen, dass auch Meny ...?“

„Geduld, Andreia“, sagt die Göttin wieder. Sie hebt die Hand und da erst sehe ich, dass darin Kostbarkeiten liegen. Sie sehen aus wie Apolls Lichtkranz, doch sind es Dutzende davon. Sie glänzen in so vielen Farben, wie sie die Regenbogengöttin hat. Der eine, golden und tief rot, erinnert mich an Zeus, den Göttervater, der andere dunkelblau, an seinen Bruder, den erderschütternden Poseidon. Rosa sehe ich es schimmern wie Aphrodites schöner Schein, grün wie Asklepios und grünblau wie der Götterbote Hermes. „Herrin, was ist das ...?“, frage ich.

„Ach, das ...“ Sie sieht die Lichtkränze verächtlich an, als seien sie nur Tand. „Die Auren nur“, sagt sie, „der *schwachen* Götter! Sie haben sich der Welt zum Spott, den Sterblichen zum Fluch gemacht. Auf dein Wort, Antigone, will ich sie zerbrechen.“ Ich zucke zusammen. „Du hast wie keine mit ihnen gestritten“, fährt die Göttin fort. „Du hast es verdient, ein Ende zu machen.“

Die Stimme schreit. *Wer hätte das Recht ...?* Ich will ihr diesmal folgen. Aber das Bild hinter Hera ist stärker. Andreia, die weiße Stute, ist nahe am Zaun. Ich kann ihr Schnauben hören. Doch dann stockt mir der Atem. Aus derselben Richtung, in dem gleichen, atemlosen Flug stürmt da ein Rappe auf sie zu. Areion, Adrastos' schwarzes Wunderpferd! Ich bin ihn schon geritten. Ich weiß, wie man sich fühlt. Ich will es wieder, wieder, will nichts lieber ...!

Die Göttin streckt die Hand aus und hält mir die Kränze hin, die ganze feurig bunte Last. „Mach schon!“, sagt sie, beinahe gierig. Widerstrebend wende ich den Blick von Areion, der jetzt die Stute freudig begrüßt. Ich sehe Hera in die Augen – und kenne sie nicht mehr. Die

Ruhe und die Klarheit sind verschwunden. Das Grau ist dunkel, hart und wild. Zögernd hebe ich die Hand. Sie hat befohlen. Es bleibt keine Wahl. „Was wird geschehen?“, frage ich.

Ein junger Mann betritt die Koppel. Weiche, braune Locken rahmen sein Gesicht. Es ist mir abgewandt, ich kann die Züge nicht erkennen. Aber den Gang, die Haltung, alles ruft mir zu.

*Da ist Meny!
Und Meny wartet auf mich!*

Ich erhebe mich, ohne es zu bemerken. Meine Hand greift an den Auren der Götter vorbei, hin zu ihm, hin zu meinem Geliebten, den ich so lange für verloren hielt. „Geduld, Andreia!“, befiehlt die Göttin hart. „Du kannst gehen, jedoch erst, wenn ... *dies* erledigt ist.“ Ich sehe sie flehend an. *Ach, halten Sie mich doch nicht auf!*

*Da ist Meny.
Meny wartet auf mich.*

Ich will die Auren nehmen. Ich will es rasch ... – wie sagte sie? – ... erledigen. *Erledigen!*, ahmt meine innere Stimme mich nach. Es klingt böse, nach Töten und Gewalt. Hatte ich nicht eine Frage? „Erst muss ich wissen, was geschehen wird“, sage ich und folge mit den Augen Meny. Er lehnt am Zaun, die Hände auf dem glatten Fell der Tiere. Er scheint zu lachen. Ich glaube ihn leise sprechen zu hören.

„Sie werden verschwinden“, sagt die Göttin mit kalter, zugleich wilder Stimme. „Aus eurer und aus meiner Welt.“ Meny wendet sich ein Stück. Gleich ... werde ich ... auch seine Augen sehen. „Wer, Herrin?“, frage ich abgelenkt.

*Da ist Meny.
Meny wartet auf mich.*

„Bei Ouranos und Gaia!“ Die Göttin flucht. „Die Götter! Sie verschwinden und mit ihnen ihre Werke an den Sterblichen. Alle unseligen Versuche, sich einzumischen. Zu lieben. Und zu retten.“ Die Orakel, denke ich und strecke neu die Hand aus. Die Sprüche und die Flüche, Pest und Bann. Sie sagte auch: die Liebe, wirft meine innere Stimme ein. Apollon und Iokaste, denke ich. Ja, hätte es diese Liebe nie gegeben! Oidipous und meine Mutter, ja, und der Kuss von Polyneikes. Ich greife zu. Die Göttin seuzft erleichtert auf. „Na also“, sagt sie, wie es Hera häufig sagt.

Die Auren der Götter wiegen leicht in meiner Hand. Sie sind nicht mehr als Blütenblätter, die der Wind bewegt. Als Flügel eines Schmetterlings, den eine Hand umfassen hält. Wenn ich die Finger nicht geschlossen hätte, merke ich: Sie würden fliegen. Fliehen. Fliegen. „Zerbrich sie!“, zischt Hera. Ich drücke gehorsam zu. Die Kränze geben nach. Sie weichen statt zu brechen.

„Andreia!“, ruft auf einmal Meny. „Geliebte, komm, wir fliegen!“ Er winkt und grinst, wie nur mein Meny grinsen kann. Ich gehe wie gezogen drei Schritte auf ihn zu. „Andreia!“ Heras Ruf ist wie ein Schlag. „Du – hast – noch – nicht – gehorcht!“ Ich fahre zu ihr herum. *Gehorchen?*, widerspricht meine innere Stimme. Das habe ich nie gekonnt!

*Da ist Meny.
Meny wartet auf mich.*

Meine Finger werden hart. Sie drücken noch einmal. Die Auren scheinen zu jammern. Sie biegen sich. Ich drücke mit letzter Kraft. Sie bersten und brechen. Im selben Augenblick weiß ich: Es ist falsch.

Und Hera weiß es auch.

Die aber, die nun triumphierend vor mir steht, mit harten Augen wie Marmor, mit Schlangen im Haar und Nattern am Busen ist keine andere als Hekate.

„Meny!“, rufe ich. Meny winkt mir zu und ... schwindet. Da erst verstehe ich wirklich. Auch Menys Leben war ein Werk der Götter. Ihr guter Wille für ihn. Und für mich. Ich sehe auf die Splitter in meinen Händen. Bunt wie das Leben noch immer. Und doch vollkommen zerstört. Ich rufe nicht mehr. Ich weine.

Mein Traum

„Was habe ich dir über deinen Trotz gesagt?“ Hera hat mich zu sich in den Pfauturm gerufen. Sie sitzt auf ihrem Sessel vor ihrem Lieblingsfenster und nur ihr Sohn, der Sänger, ist bei ihr. Hera hat Augen, die alles sehen, hell und klar, die allem auf den Grund schauen und auch tief in meine vielfach verletzte Seele hinein. „Dass Sie ihn schätzen, Herrin.“

Hera lächelt ernst, wie sie allein es kann. „Du solltest lernen, dass dem Trotz ein Maß gesetzt ist“, erinnert sie mich sacht. „Ich sagte dir voraus: Er werde dir zerbrechen, wenn du ihn weiter gegen dich und andere richtest. Er werde *dich* zerbrechen.“

Ich senke den Kopf und denke an das, was ich für einen Augenblick gewann und dann sogleich verlor. Weil ich in Heras Maske die Dunkle Göttin nicht erkannte. „Er hat nicht nur mich zerbrochen, Herrin“, sage ich matt, „sondern auch ... alle Götter.“

Hera wendet den Kopf und sieht zu ihrem Sohn, dem Sänger. „Dies ist, Dank der wachen Augen und der sicheren Hand meines Sohnes, nicht geschehen“, sagt sie. „Er sah dich über den zerbrochenen Auren weinen. Wer aber weint über seiner Tat, der hat die Macht, zu heilen.“ Ich hebe staunend den Kopf. „Aber Artemis ...“, stammele ich. „Sagte sie nicht, dass der gute Wille ... nicht gilt ...?“ Hera lächelt wieder. „Das haben wir alle lange geglaubt“, bestätigt sie. „Mein Sohn aber, von sterblicher Herkunft wie du, hat mich eines besseren belehrt. In Wahrheit, Andreia, ist guter Wille eine wunderbare Macht – und umso wunderbarer, als er den Göttern und den Sterblichen in gleicher Weise offen steht.“

Es geschieht oft, dass die Königin spricht, was ich nicht verstehe. Meistens aber bekommt es im Nachhinein Sinn. „Daher befehle ich dir“, fährt sie fort und ich horche auf, „dass du mich verlässt.“ Ich suche den Blick ihres Sohnes, des Sehers. Er hat Mitleid, das sehe ich. Aber ich weiß: Er wird sich niemals gegen seine Mutter stellen. „Dein Trotz ist nicht mehr der gleiche wie einst“, fährt Hera fort. „Du kannst mir nicht mehr dienen.“

Schweigend verneige ich mich. Ich will vor ihr nicht weinen. „Daher“, sagt Hera, „geh, wohin dein Herz dich zieht. Es ist eine grüne Koppel, nehme ich an, und dort ein Hirt, der Apolls Pferde weidet.“